# Die Genossen Jehus.

Roman

von

Alexander Dumas.

---

Aus dem Französischen

von

Dr. Edmund Zoller.

Erster Band.



Stuttgart.
Franckh'sche Verlagshandlung.
1857.

Druck von Eduard Hallberger in Stuttgart.

# Einleitung.

## Die Stadt Avignon.

Ich weiß nicht, ob das Vorwort, das wir den Augen des Lesers unterbreiten wollen, sehr nützlich ist, und doch können wir dem Wunsche nicht widerstehen, wenn nicht das erste Capitel, so doch die Einleitung dieses Buches daraus zu machen.

Je weiter wir im Leben, je weiter wir in der Kunst vorrücken, desto mehr überzeugen wir uns davon, daß nichts abgerissen und isolirt ist, daß die Natur und die Gesellschaft einen folgerichtigen, nicht einen durch Zufälle bestimmten Gang geht, und daß das Ereigniß, diese heitere oder düstere, wohlriechende oder übelriechende, lächelnde oder traurige Blume, die sich heute unter unsern Augen öffnet, ihre Knospe in der Vergangenheit und ihre Wurzeln vielleicht in alten Tagen hatte, wie sie ihre Frucht in der Zukunft treiben wird.

Solange der Mensch jung ist, nimmt er die Zeit, wie sie kömmt: er blickt heiter auf das Gestern zurück, kümmert sich wenig um das Heute und kennt

keine Sorge für den nächsten Tag. Die Jugend ist der Frühling mit seiner frischen Morgenröthe und seinen schönen Abenden; zieht manchmal ein Sturm am Himmel auf, so bricht er unter Donner los und ist ebenso rasch vorüber: der Himmel aber blaut noch einmal so schön, die Atmosphäre ist noch einmal so rein und die ganze Natur lächelt freundlicher, denn zuvor.

Wozu an die Ursachen dieses Sturmes denken, der rasch wie eine Laune, ephemer wie eine Phantasie vorübergeht? Ehe wir die Lösung des meteorologischen Räthsels haben, ist der Sturm vorbeigerauscht.

Anders aber ists mit diesen furchtbaren Phänomen, die gegen Ende des Sommers unserer Ernte drohen, die im Herbste unsere Weinberge belagern: man frägt sich, wohin sie gehen, man kümmert sich darum, woher sie kommen und sucht das Mittel, ihren Schaden abzuwenden.

Für den Denker, für den Geschichtschreiber, für den Dichter nun liegt ein ganz anderer Stoff tieferen Erwägens in den Revolutionen, diesen Stürmen der socialen Atmosphäre, die die Erde mit Blut bedecken und eine ganze Generation von Menschen vernichten, als in den Stürmen des Himmels, die eine Fruchternte überschwemmen, und eine Weinernte verhageln, das heißt, die Hoffnung eines einzigen Jahres vernichten und ein Unheil anrichten, das, weitgegriffen, das folgende Jahr wieder gut machen kann, wenn der Herr nicht gerade seine Zornestage hat.

Ehedem würde ich, sei es aus Vergeßlichkeit, sei es aus Gleichgültigkeit, vielleicht auch aus Unwissen-

heit — glücklich wer da nicht weiß! unglücklich wer da weiß! — ehedem würde ich wohl die Geschichte, die ich meinen Lesern heute mittheilen will, erzählt haben, ohne mich bei dem Orte aufzuhalten, wo die erste Scene meines Buches spielt, ich hätte ohne Weiteres diese Scene geschrieben, ich hätte den Süden wie eine zweite Provinz behandelt, Avignon wie eine zweite Stadt genannt.

Aber heute ist das nicht mehr der Fall; ich lebe nicht mehr in den Stürmen des Frühlings, sondern in den Wettern des Sommers und den Ungewittern des Herbstes. Wenn ich heute Avignon nenne, so citire ich ein Gespenst und wie Antonius, als er das Todtentuch von Cäsars Leiche wegnahm, ausrief: „Hier schauet! fuhr des Cassius Dolch herein; seht, welchen Riß der tück'sche Casca machte! Hier stieß der vielgeliebte Brutus durch!" so sage ich, indem ich das blutige Leichentuch der päpstlichen Stadt anblicke: „Hier fließt das Blut der Albigenser, dort das Blut der Camisarden; hier das Blut der Republikaner, dort das Blut der Royalisten; hier das Blut Lescuyers, dort das Blut des Marschalls Brune."

Und ich fühle mich von einer tiefen Trauer erfaßt und beginne zu schreiben; aber bei den ersten Zeilen gewahre ich, daß, ohne mich dessen zu versehen, der Griffel des Historikers in meiner Hand an die Stelle des Romanschreibers getreten.

Nun, wir wollen beides sein: gönne, lieber Leser, die zehn, die fünfzehn, die zwanzig ersten Seiten dem Historiker, die übrigen gehören dem Romanschreiber.

Sagen wir deßhalb einige Worte von Avignon.

dem Orte, wo die erste Scene des neuen Buches spielt, das wir dem Publikum übergeben.

Vielleicht ist es gut, ehe man liest, was wir davon sagen, einen Blick auf das zu werfen, was sein nationaler Geschichtschreiber, François Nouguier, davon sagt.

„Avignon," sagt er, „eine edle Stadt durch ihr Alter, angenehm durch ihre Lage, stolz durch ihre Mauern, lachend durch die Fruchtbarkeit ihrer Ländereien, reizend durch den sanften Charakter ihrer Einwohner, prachtvoll durch ihren Palast, schön durch ihre großen Straßen, bewundernswerth durch die Bauart ihrer Brücke, reich durch ihren Handel und bekannt in der ganzen Welt."

Der Schatten François Nouguiers möge uns verzeihen, wenn wir seine Vaterstadt nicht mit ganz denselben Augen ansehen.

Die, welche Avignon kennen, werden entscheiden, wer sie richtiger geschildert, der Historiker oder der Romanschreiber.

Die Gerechtigkeit erfordert vor allem festzustellen, daß Avignon eine ganz besondere Stadt ist, das heißt die Stadt der extremsten Leidenschaften; die Epoche religiöser Kämpfe, die in ihr den politischen Haß entzündet, gehört dem 12. Jahrhundert an; die Thäler des Ventoux bargen nach seiner Flucht aus Lyon Pierre de Vaux und seine Waldenser, die Vorfahren jener Protestanten, welche unter dem Namen Albigenser den Grafen von Toulouse viele Verfolgung zuzogen und die sieben Schlösser, welche Raimund IV. in Languedoc besaß, dem Papste eintrugen.

Als mächtige, von Podestas regierte Republik ver-

weigerte Avignon seine Unterwerfung unter den König von Frankreich. Eines Morgens erschien jedoch Ludwig VIII., der es viel einfacher fand, einen Kreuzzug nach Avignon zu unternehmen, wie es Simon von Montfort gethan, als nach Jerusalem zu ziehen, wie Philipp August, eines Morgens, sagen wir, erschien Ludwig VIII. vor den Thoren von Avignon und verlangte, die Lanze eingelegt, den Helm auf dem Kopfe, mit flatternden Bannern und schmetternden Kriegstrompeten, Einlaß.

Die Bürger verweigerten ihn; sie boten dem König von Frankreich als äußerste Concession den friedlichen Einlaß an, wenn er das Haupt entblößen, die Lanze im Bügel halten und nur das königliche Banner entfalten wolle. Der König begann die Blocade; diese Blocade dauerte drei Monate, während welcher, sagt der Chronist, die Bürger von Avignon den französischen Soldaten Pfeil mit Pfeil, Wunde mit Wunde, Tod mit Tod bezahlten.

Die Stadt capitulirte endlich. Ludwig VIII. führte in seiner Armee den Cardinallegaten Romain de St. Ange mit sich; dieser dictirte die Bedingungen, ächte Priesterbedingungen, hart und absolut.

Die Bewohner von Avignon wurden dazu verurtheilt, ihre Bollwerke zu demoliren, ihre Gräben auszufüllen, dreihundert Thürme niederzureißen, ihre Schiffe auszuliefern und ihre Kriegsmaschinen zu verbrennen. Sie mußten außerdem eine ungeheure Contribution bezahlen, die Waldenser Ketzerei abschwören und in Palästina dreißig Bewaffnete vollständig equipirt unterhalten, um zur Befreiung des heiligen Grabes mitzuwirken. Um endlich die Voll-

ziehung dieser Bedingungen zu überwachen, von denen die Bulle noch in den Stadtarchiven existirt, wurde eine Brüderschaft von Büßenden gestiftet, die sich durch sechs Jahrhunderte bis auf unsere Zeit erhalten hat.

Im Gegensatz zu diesen Büßenden, welche man die weißen Büßenden nennt, wurde der Orden der schwarzen Büßenden gestiftet, welcher ganz das Gepräge des Oppositionsgeistes des Grafen Raimund von Toulouse trug.

Von diesem Tag schlug der religiöse Haß in politischen Haß um.

Es war für Avignon nicht mehr genug, das Land der Ketzerei zu sein, es mußte der Schauplatz des Schismas werden.

Man erlaube uns in Beziehung auf das französische Rom eine kurze historische Abschweifung; genau genommen wäre sie hinsichtlich des Vorwurfs, den wir behandeln, nicht nöthig, und vielleicht würden wir besser daran thun, uns mit einem Sprung mitten in das Drama hinein zu versetzen, aber wir hoffen, daß man uns verzeihen wird. Wir schreiben überdies für Solche, welche in einem Roman bisweilen gerne etwas Anderes finden, als Roman.

Im Jahre 1285 bestieg Philipp der Schöne den Thron.

Das Jahr 1285 ist ein Datum von großer historischer Bedeutung. Das Papstthum, das in der Person Gregor VII. dem Kaiser von Deutschland die Stirne bot; das Papstthum, das, materiell von Heinrich IV. besiegt, ihn moralisch unterjochte; das Papst-

thum wird von einem einfachen sabinischen Edelmann beohrfeigt und der eiserne Handschuh Colonnas machte das Gesicht Bonifacius VIII. erröthen.

Aber der König von Frankreich, durch dessen Hand die Ohrfeige eigentlich gegeben worden, was hatte er unter dem Nachfolger Bonifacius VIII. zu erwarten?

Dieser Nachfolger war Benedict XI., ein Mann von niederer Herkunft, der jedoch vielleicht ein Mann von Genie gewesen, wenn man ihm die Zeit gegönnt.

Zu schwach, um sich mit Philipp dem Schönen in einen Kampf einzulassen, fand er ein Mittel, um das ihn zweihundert Jahre später der Stifter eines berühmten Ordens beneidet hätte. Er verzieh Colonna großmüthig und öffentlich.

Colonna verzeihen hieß Colonna für schuldig erklären; nur die Schuldigen bedürfen der Verzeihung.

Wenn Colonna schuldig war, so war der König von Frankreich mindestens sein Mitschuldiger.

Es war einige Gefahr dabei, einen solchen Beweis aufrecht zu erhalten; Benedict XI. war auch nur acht Monate Papst.

Eines Tages erschien eine verschleierte Frau, welche sich für eine Convertitin der h. Petronilla von Perouse ausgab, als er gerade bei Tische saß, und überreichte ihm ein Körbchen mit Feigen.

War eine Natter darin verborgen, wie in dem der Cleopatra? Thatsache ist, daß der heilige Stuhl andern Tages vacant wurde.

Damals hatte Philipp der Schöne eine seltsame Idee, so groß, daß sie ihm anfangs wie eine Hallucination erscheinen mußte.

Es war dies die Idee, das Papstthum von Rom nach Frankreich zu ziehen, es an Ketten zu legen, und es Münzen zu seinem Nutzen schlagen zu lassen.

Die Regierung Philipp des Schönen war die Zeit der Ankunft des Goldmessias. Das Gold war der einzige und alleinige Gott dieses Königs, der einen Papst beohrfeigt. Der h. Ludwig hatte einen Priester zum Minister, den würdigen Abt Suger; Philipp der Schöne hatte zwei Banquiers zu Ministern, die beiden Florentiner Biscio und Musciato.

Du erwartest wohl, lieber Leser, wir werden in den philosophischen Gemeinplatz der Verwünschung des Goldes verfallen? Du täuschest Dich!

Im 13. Jahrhundert ist das Gold ein Fortschritt.

Bis dahin kannte man nur die Erde.

Das Gold war die gemünzte Erde, die bewegliche, tauschbare, transportable, theilbare, verfeinerte, so zu sagen vergeistigte Erde.

Solange die Erde nicht ihre Repräsentation im Golde hatte, hatte der Mensch wie der Gott Terminus, dieser Grenzstein der Felder, die Füße in der Erde stecken. Ehedem nahm die Erde den Menschen mit sich fort; jetzt nimmt der Mensch die Erde mit sich fort.

Aber das Gold mußte man von dem Orte heben, wo es lag; und wo es lag, war es ganz anders vergraben, als in den Minen von Chili oder Mexico.

Das Gold war bei den Juden und in den Kirchen.

Um es aus dieser doppelten Mine zu heben, brauchte es mehr, als einen König, es brauchte einen Papst.

Deßhalb beschloß Philipp der Schöne, dieser große Schatzgräber, eines Papstes Gunst gewinnen zu wollen.

Benedict XI. war todt, das Conclave in Perugia; die französischen Cardinäle bildeten die Majorität im Conclave.

Philipp der Schöne warf sein Auge auf den Erzbischof von Bordeaux, Bertrand de Got. Er kam mit ihm in einem Walde bei Saint Jean d'Angely zusammen.

Bertrand de Got hütete sich bei der Zusammenkunft zu fehlen.

Sie hörten dort die Messe und als das Sanctissimum erhoben wurde, schwuren sie sich bei dem Gott, den man verherrlichte, absolute Verschwiegenheit.

Bertrand de Got wußte noch nicht, um was es sich handelte.

Als die Messe zu Ende war, sagte Philipp der Schöne zu ihm:

„Erzbischof, es liegt in meiner Macht, Dich zum Papste zu machen.“

Bertrand de Got achtete anfangs nicht darauf, und warf sich dem König zu Füßen.

„Was muß ich thun, um das zu erreichen?“ fragte er.

„Mir sechs Gunstbezeugungen erweisen, die ich von Dir verlangen werde,“ antwortete Philipp der Schöne.

„Es ist an Dir zu befehlen, und an mir zu gehorchen,“ sagte der künftige Papst.

Der Schwur der Dienstbarkeit war geleistet.

Der König erhob sich, küßte ihn auf den Mund und sagte:

„Die sechs Gunstbezeugungen, die ich von Dir verlange, sind folgende:

„Die erste, daß Du mich vollkommen mit der Kirche aussöhnst und daß Du mir die Missethat vergeben lässest, die ich an Bonifaz VIII. begangen;

„Die zweite, daß Du mir und den Meinigen das Nachtmahl wieder gebest, das der Hof von Rom mir entzogen;

„Die dritte, daß Du mir die Zehnten der Geistlichkeit in meinem Königreich auf fünf Jahre zuerkennst, um die im flandrischen Kriege gehabten Unkosten zu decken;

„Die vierte, daß Du das Andenken an Papst Bonifacius VIII. vernichtest und annullirest;

„Die fünfte, daß Du den Messires Jacopo und Pietro de Colonna die Cardinalswürde verleihest;

„Von der sechsten Gunstbezeugung und Versprechung behalte ich mir vor, zur geeigneten Zeit am geeigneten Orte mit Dir zu sprechen."

Bertrand de Got beschwor die bekannten Versprechungen und Gunstbezeugungen und die unbekannte Versprechung und Gunstbezeugung. Diese letztere, welche der König nicht hinter den andern nennen wollte, war die Aufhebung des Templer-Ordens.

Außer dem Versprechen und dem Schwur auf das Corpus Domini gab Bertrand de Got seinen Bruder und zwei seiner Neffen als Geißel.

Der König schwur seinerseits, daß er ihn zum Papst erwählen lassen werde.

Diese Scene, welche an dem Kreuzweg eines Waldes in der Dunkelheit vor sich ging, glich weit

mehr einer Beschwörung zwischen einem Zauberer und dem Teufel, als einem Vertrag, den ein König mit einem Papst abschließt.

Die Krönung des Königs, welche einige Zeit später in Lyon stattfand und mit der die Gefangenschaft der Kirche begann, schien Gott wenig zu gefallen.

Im Augenblicke, als der königliche Zug vorüberkam, stürzte eine mit Zuschauern besetzte Mauer zusammen, verwundete den König und tödtete den Herzog von Bretagne.

Der Papst wurde umgeworfen, die Tiara rollte in den Koth.

Bertrand de Got wurde unter dem Namen Clemens V. zum Papste erwählt.

Clemens V. leistete Alles, was Bertrand de Got versprochen hatte.

Philipp wurde für unschuldig erklärt, das Nachtmahl ihm und den Seinen wieder gegeben, der Purpur floß von den Schultern der Colonna, die Kirche wurde verpflichtet, die flandrischen Kriege und den Kreuzzug Philipps von Valois gegen das griechische Kaiserreich zu bezahlen. Das Gedächtniß Papst Bonifacius VIII. wurde, wenn auch nicht vernichtet und annullirt, so doch beschimpft; die Mauern des Tempels wurden niedergerissen und die Templer auf dem Wallgange des Pont-Neuf verbrannt.

Alle diese Edicte — man hieß sie von dem Augenblick an, da sie die weltliche Macht dictirte, nicht mehr Bullen — alle diese Edicte waren von Avignon datirt.

Philipp der Schöne wurde der reichste König

der französischen Monarchie; er besaß einen unerschöpflichen Schatz: es war dies sein Papst. Er hatte ihn gekauft, er bediente sich seiner, er legte ihn unter die Presse, und wie aus einer Presse Most und Wein fließen, so floß aus diesem zerdrückten Papst Gold.

Das Pontificat, das in der Person Bonifacius VIII. beohrfeigt worden war, abdicirte von seiner weltlichen Herrschaft in der Person Clemens V.

Wir haben erzählt, wie der blutige König und der goldene Papst erstanden.

Man weiß, wie sie von hinnen gingen.

Jacob von Molay hatte Beiden von seinem Scheiterhaufen herab ein Jahr bestimmt, in dem sie vor Gott erscheinen sollten. „Der sterbende Greis hat die Gabe einer Sybille," sagt Aristophanes.

Clemens V. schied zuerst von der Erde: er hatte im Traume seinen Palast brennen sehen.

„Von diesem Augenblicke an," sagt Baluze, „wurde er traurig und genas nicht mehr."

Sieben Monate später kam die Reihe an Philipp; die einen lassen ihn auf der Jagd sterben, von einem Wildschwein umgeworfen. Dante gehört zu diesen. „Der," sagt er, „den man an der Seine hatte Münzen fälschen sehen, starb von dem Stoß eines Wildschweinzahns." Aber Guillaume de Nangis läßt den königlichen Falschmünzer eines weit mehr auf das Walten der Vorsehung deutenden Todes sterben.

„Abgezehrt durch eine den Aerzten unbekannte Krankheit starb Philipp," sagt er, „zum großen Erstaunen aller Welt, ohne daß sein Puls oder sein Urin die Ursache der Krankheit oder die drohende Gefahr verrathen hätten."

„Der ausschweifende König, der tumultuarische König Ludwig X." sagt Hutin, „folgte seinem Vater Philipp dem Schönen, Johann XXII. Clemens V."

Avignon wurde damals in der That ein zweites Rom. Johann XXII. und Clemens VI. machten es zur Königin des Luxus. Die Sitten der Zeit machten daraus die Königin der Verschwendung und Ueppigkeit. An der Stelle seiner Thürme, welche Romain de St. Ange niedergerissen, umgab Hernandez de Heredi, der Großmeister des Johanniterordens von Jerusalem, seine Hüfte mit einem Mauergürtel. Die Stadt besaß ausschweifende Mönche, welche die heiligen Umfriedungen der Klöster zu Orten der Lüderlichkeit und Ueppigkeit machten; sie besaß schöne Courtisanen, welche die Diamanten aus der Tiara brachen, um sich Arm- und Halsbänder daraus zu machen; endlich hatte sie die Echos von Vaucluse, die ihr die süßen und melodiösen Lieder Petrarcas sangen.

Dies dauerte, bis König Karl V., ein kluger und religiöser Fürst, welcher dem Scandal ein Ende zu machen beschlossen, den Marschall von Boucicaut schickte, um den Gegenpapst Benedict XIII. aus Avignon zu vertreiben; bei dem Anblick der Soldaten des Königs von Frankreich erinnerte sich dieser jedoch, daß er, ehe er Papst unter dem Namen Benedict XIII. geworden, Capitän unter dem Namen Peter de Luna gewesen. Fünf Monate vertheidigte er sich, selbst auf den Mauern seines Schlosses die Kriegsmaschinen richtend, welche weit mörderischer waren, als seine päpstlichen Blitze. Endlich zu fliehen gezwungen, entkam er durch ein Schlupfthor aus

der Stadt, nachdem er hundert Häuser zerstört, und viertausend Avignoneser getödtet und flüchtete nach Spanien, wo der König von Arragonien ihm ein Asyl bot. Dort segnete er jeden Morgen von einem Thurme herab, in Gegenwart zweier Priester, aus denen er sein heiliges Collegium gebildet, die Welt, der es darum nicht besser ging, und excommunicirte seine Feinde, denen es darum nicht schlimmer ging.

Als er sich endlich dem Tode nahe fühlte und fürchtete, das Schisma möchte mit ihm aufhören, so ernannte er seine beiden Vicare zu Cardinälen, unter der Bedingung, daß, wenn er gestorben, der eine den andern zum Papst erwähle. Die Wahl ging vor sich. Der neue Papst setzte einen Augenblick, von dem zweiten Cardinal unterstützt, der ihn gewählt, das Schisma fort. Endlich traten beide in Unterhandlung mit Rom, thaten öffentliche Abbitte und kehrten in den Schooß der heiligen Kirche zurück, der eine mit dem Titel eines Erzbischofs von Sevilla, der andere mit dem eines Erzbischofs von Toledo.

Von diesem Augenblick bis zum Jahre 1790 wurde Avignon, das seine Päpste verloren hatte, von Legaten und Vice-Legaten regiert; es hatte sieben päpstliche Herrscher, die während siebenmal zehn Jahren in seinen Mauern residirt; es hatte sieben Spitäler, sieben büßende Brüderschaften, sieben Männerklöster, sieben Frauenklöster, sieben Parochieen und sieben Kirchhöfe.

Man begreift, daß jene beiden büßenden Brüderschaften, von denen die eine die Ketzerei, die andere die Orthodoxie, die eine die französische Partei, die andere die römische Partei, die eine die absolut

Monarchischgesinnten, die andere den constitutionellen Fortschritt repräsentirte, nicht die Elemente des Friedens und der Sicherheit für die alte päpstliche Stadt waren; man begreift, sagen wir, daß in dem Augenblicke, wo in Paris die Revolution losbrach und diese Revolution sich durch die Einnahme der Bastille manifestirte, die beiden Parteien, welche noch von den Religionskriegen unter Ludwig XIV. glühten, nicht unthätig gegenüber von einander blieben.

Für die, welche Avignon kennen, gab es zu jener Zeit und gibt es noch zwei Städte in der Stadt: die Stadt der Geistlichen, das heißt die römische Stadt, und die Stadt der Handeltreibenden, das heißt die französische Stadt.

Die Stadt der Priester mit ihrem päpstlichen Palaste, ihren hundert Kirchen, ihren zahllosen Glocken, welche stets bereit sind, die Brandrufe und das Todtengeläute des Mords ertönen zu lassen.

Die Stadt der Handeltreibenden mit ihrer Rhone, ihren Seidenfabrikarbeitern und ihrem Transit, der von Nord nach Süd, von West nach Ost, von Lyon nach Marseille, von Nimes nach Turin geht.

Die französische Stadt war die verfluchte Stadt, eifersüchtig darauf, einen König zu haben, neidisch auf neue Freiheiten: sie zitterte bei dem Gedanken, ein sclavisches Gebiet, ein Priestergebiet zu sein, das die Geistlichkeit zu Herren hätte.

Die Geistlichkeit, nicht die Geistlichkeit, wie es welche zu allen Zeiten in der römischen Kirche gab und wie wir sie heute kennen: fromm, tolerant, streng an der Pflicht und der christlichen Liebe festhaltend, nur in der Welt lebend, um sie zu trösten und zu

erbauen, ohne sich in ihre Freuden oder ihre Leidenschaften zu mischen; sondern die Geistlichkeit, wie sie durch die Intrigue, den Ehrgeiz und die Begierde geworden, das heißt, jene Hofabbés, die Rivalen der römischen Abbés, müßige Libertins, kecke Elegants, Könige der Mode, Autokraten des Salons, welche die Hand der Damen küßten, deren Cicisbeos zu sein sie sich die Ehre gaben und ihre Hände den Frauen aus dem Volke reichten, denen sie die Ehre erwiesen, sie zu Maitressen zu nehmen.

Will der Leser einen Typus jener Abbés haben, so nehme er den Abbé Maury. Stolz wie ein Herzog, anmaßend wie ein Lakai, Sohn eines Schusters und aristokratischer, als der Sohn eines großen Herrn.

Wir nannten Avignon eine Priesterstadt, fügen wir noch hinzu, eine Stadt des Hasses. Nirgend lernt man mehr als in den Klöstern hassen. Das Herz des Kindes, das überall sonst rein von bösen Leidenschaften ist, ward hier voll Haß geboren, der sich seit achthundert Jahren vom Vater auf den Sohn vererbt, und nach einem Leben voll Haß vermachte der Vater die ganze diabolische Erbschaft wieder seinen Kindern.

Beim ersten Schrei der Freiheit, welchen Frankreich ausstieß, erhob sich die französische Stadt voll Freude und Hoffnung; der Augenblick war endlich für sie gekommen, laut die von einer jungen minorennen Königin, die ihre Sünden abkaufen wollte, geschehene Auslieferung einer Stadt, einer Provinz und mit ihr einer halben Million Seelen streitig zu machen. Mit welchem Rechte waren diese Seelen in aeternum

an den härtesten und habgierigsten Herrn, den römischen Stuhl, verkauft worden?

Frankreich versammelte sich auf dem Marsfelde in brüderlicher Umarmung der Föderation. War es nicht Frankreich? Man ernannte Abgesandte, diese begaben sich zum Legaten und baten ihn ehrerbietig zu gehen.

Man gönnte ihm vierundzwanzig Stunden, um die Stadt zu verlassen.

Während der Nacht machten sich die Papisten den Spaß, einen Gliedermann mit der dreifarbigen Cocarde an den Galgen zu hängen.

Man leitet die Rhone, man canalisirt die Durance, man baut den wilden Sturzbächen, die beim Schneegang sich in flüssigen Lawinen von den Höhen des Ventoux herabstürzen, Dämme. Aber diese furchtbare Strömung, diesen lebendigen Strom, diesen menschlichen Sturzbach, der den jähen Abhang der Straßen von Avignon hinabbraust, hat, nachdem er einmal losgelassen war und dahin stürzte, selbst Gott nicht versucht, zu hemmen.

Beim Anblick des Gliedermanns mit den Nationalfarben, der am Ende eines Strickes baumelte, erhob sich die französische Stadt wie ein Mann und stieß ein lautes Wuthgeschrei aus. Vier dieses Vergehens verdächtige Papisten, zwei Marquis, ein Bürger und ein Arbeiter wurden aus ihren Häusern herausgerissen und an die Stelle des Gliedermanns gehängt.

Es war am 11. Juni 1790.

Die ganze französische Stadt schrieb an die Nationalversammlung, daß sie sich Frankreich unterwerfe:

und mit ihr die Rhone, ihr Handel, der Süden, die Hälfte der Provence.

Die Nationalversammlung hatte einen ihrer reactionären Tage, sie wollte sich nicht mit dem Papste brouilliren, sie schonte den König; sie vertagte die Sache. Von diesem Augenblick war die Bewegung von Avignon eine Empörung und der Papst konnte aus Avignon machen, was der Hof nach der Einnahme der Bastille aus Paris gemacht, wenn die Nationalversammlung die Proclamation der Menschenrechte vertagt hätte.

Der Papst befahl alles zu annulliren, was in der Grafschaft Venaissin geschehen war, die Privilegien des Adels und der Geistlichkeit wieder herzustellen, und die Inquisition in ihrer ganzen Strenge wieder einzuführen.

Die päpstlichen Decrete wurden angeschlagen.

Ein einziger Mann wagte es, am hellen Tage, im Angesichte Aller, gerade auf die Mauer zuzugehen, wo das Decret angeklebt war und es abzureißen.

Er hieß Lescuyer.

Er war kein junger Mann; ihn riß nicht das Ungestüm der Jugend hin. Nein, es war beinahe ein Greis, der nicht mal aus diesem Lande, sondern ein Franzose, Picarde, war, ein feuriger und doch zugleich bedächtiger Charakter; ein ehemaliger Notar, der sich vor langer Zeit in Avignon niedergelassen.

Es war ein Verbrechen, welches das römische Avignon nicht vergaß.

Ein Verbrechen so groß, daß die h. Jungfrau darüber weinte.

Ihr wißt, Avignon ist bereits Italien. Es braucht um jeden Preis Wunder und wenn Gott keine thut, so findet sich sicher Jemand, der welche ersinnt. Und dann muß das Wunder ein Wunder der heiligen Jungfrau sein. Die heilige Jungfrau ist alles für Italien, dieses poetische Land. La Madonna! Der ganze Geist, das ganze Herz, die ganze Sprache der Italiener ist voll von diesen zwei Worten.

In der Eglise des Cordeliers geschah dies Wunder. Die Masse strömte hinzu.

Es war viel, daß die Jungfrau weinte, aber es verbreitete sich zu gleicher Zeit ein Gerücht, das die Masse in Aufregung versetzte: eine große Kiste war durch die Stadt geführt worden: diese Kiste hatte die Neugierde der Bewohner von Avignon rege gemacht. Was konnte sie enthalten?

Zwei Stunden später war es nicht mehr eine Kiste, von der man sprach: sondern achtzehn Kisten, die man nach der Rhone hatte bringen sehen.

Was für Effecten sie enthielten, hatte ein Lastträger verrathen: es waren die Effecten des Leihhauses, welche die französische Partei mit sich nahm, indem sie sich von Avignon verbannte.

Die Effecten des Leihhauses, das heißt die abgelegten Kleider der Armen.

Je ärmer eine Stadt ist, desto reicher ist das Leihhaus. Wenige Leihhäuser konnten sich rühmen, so reich zu sein, als das von Avignon.

Es war nicht mehr eine Ansichtssache, sondern ein Diebstahl und zwar ein infamer Diebstahl. Weiße und Rothe liefen nach der Eglise des Cordeliers und

schrieen, die Municipalität müsse ihnen Rechenschaft ablegen.

Lescuyer war der Secretär der Municipalität.

Sein Name wurde unter die Menge geworfen, nicht als der, welcher die beiden päpstlichen Decrete abgerissen, — dann hätte er augenblicklich Vertheidiger gehabt — sondern als der, welcher den Befehl an den Beamten des Leihhauses unterzeichnet, daß man die Effecten abgebe.

Man schickte vier Männer fort, welche Lescuyer ergreifen und nach der Kirche bringen sollten. Man fand ihn auf der Straße, auf dem Wege nach dem Rathhause; die vier Männer warfen sich auf ihn und schleppten ihn unter wildem Geschrei nach der Kirche.

Dort angekommen, sah Lescuyer an den flammenden Blicken, die auf ihn geheftet waren, an den ausgestreckten Fäusten, die ihm drohten, an dem Geschrei, das seinen Tod forderte, daß er in einem der Höllenkreise sei, welche Dante vergessen.

Der einzige Gedanke, der ihm kam, war, daß der gegen ihn sich empörende Haß durch die Verstümmelung der päpstlichen Anschläge veranlaßt sei; er bestieg die Kanzel und wollte sich eine Tribüne daraus machen. Mit der Stimme eines Mannes, der sich nicht nur nichts vorzuwerfen hat, sondern bereit ist, von Neuem zu beginnen, sagte er:

„Meine Brüder, ich hielt die Revolution für nothwendig; demzufolge handelte ich mit all' meiner Macht . . .“

Die Fanatiker begriffen, daß, wenn Lescuyer sich erklärte, er gerettet war.

Das wars nicht, was sie brauchten. Sie warfen sich auf ihn, rißen ihn von der Tribüne, stießen ihn unter die brüllende Menge, welche ihn nach dem Altar schleppte, indem sie jenes furchtbare Geschrei ausstieß, welches die Mitte hält zwischen dem Pfeifen der Schlange und dem Gebrüll des Tigers, jenes mörderische Zu! Zu!, das dem Avignoneser Volke eigenthümlich ist.

Lescuyer kannte diesen unheilvollen Schrei; er suchte sich an den Fuß des Altars zu retten.

Er flüchtete sich nicht dahin, er stürzte vielmehr daran nieder.

Ein Polstermacher, der mit einem Stocke bewaffnet war, hatte ihm eben einen so heftigen Schlag damit auf den Kopf versetzt, daß der Stock in zwei Stücke zerbrochen war.

Man stürzte sich nun auf den armen Leichnam, und mit jener Mischung von Wildheit und Lustigkeit, welche den Völkern des Südens eigenthümlich ist, begannen die Männer singend ihm auf dem Bauch herumzutanzen, während die Frauen, zur Sühne der Blasphemien, die er gegen den Papst ausgestoßen, ihm mit ihren Scheeren die Lippen abschnitten oder besser gesagt, festonnirten.

Und aus dieser Masse der Wüthenden drang ein Geschrei oder vielmehr ein Röcheln hervor; dieses Röcheln sagte:

„Im Namen des Himmels! im Namen der Jungfrau! im Namen der Menschlichkeit! macht doch ein Ende mit mir!“

Dieses Röcheln wurde gehört: wie auf einen Wink entfernten sich die Mörder. Man ließ den

Unglücklichen blutend, entstellt, zerstoßen seinen Todeskampf langsam auskosten.

Er dauerte fünf Stunden, während welcher dieser arme Leichnam unter dem Gelächter, den Beschimpfungen und Verspottungen der Menge auf den Stufen des Altars zuckte.

So mordet man in Avignon.

Aber man höre, es gibt noch eine andere Art.

Ein Mann von der französischen Partei hatte die Idee, auf das Leihhaus zu gehen und sich zu erkundigen, wie es dort stand.

Alles war in bester Ordnung: es war kein silbernes Besteck von dort weggekommen.

Also nicht als Mitschuldigen an einem Diebstahl, sondern als Patrioten hatte man Lescuyer so grausam hingemetzelt.

Es war zu jener Zeit ein Mann in Avignon, der mit dem Volke nach Belieben schaltete und waltete.

All diese furchtbaren Rädelsführer des Südens haben eine so traurige Berühmtheit erlangt, daß es genügt, sie nur zu nennen, und selbst der Unbelesenste wird sie kennen.

Dieser Mann hieß Jourdan.

Ein Großsprecher und Lügner, hatte er die Leute vom untern Volke glauben gemacht, daß er es sei, der dem Commandanten der Bastille den Hals abgeschnitten.

Man nannte ihn deßhalb auch Jourdan Coupe-tête.

Dies war nicht sein Name: er hieß eigentlich Matthieu Jouve. Er war kein Provencale, sondern aus Puy-en-Velay. Er war anfangs Maulthier-

treiber auf den rauhen Höhen um seine Geburtsstadt gewesen, dann Soldat ohne Krieg — der Krieg hätte ihn vielleicht menschlicher gemacht; — zuletzt Schenkwirth in Paris.

In Avignon war er Krapphändler.

Er sammelte dreihundert Männer, bemächtigte sich der Thore der Stadt, ließ dort die Hälfte seiner Truppe, und mit dem Rest marschirte er nach der Eglise des Cordelieres, während zwei Kanonen voranfuhren.

Er stellte diese vor der Kirche auf und schoß ins Blaue hinein.

Die Mörder zerstreuten sich wie ein Flug aufgescheuchter Vögel, indem sie einige Todte auf den Stufen der Kirche zurückließen.

Jourdan und seine Leute schritten über die Leichen weg und betraten den heiligen Ort.

Hier war nur die heilige Jungfrau und der unglückliche Lescuyer zurückgeblieben, welcher noch athmete.

Jourdan und seine Kameraden hüteten sich wohl, Lescuyer den Garaus zu machen; sein Todeskampf war ein ausgezeichnetes Mittel zur Aufwiegelung. Sie nahmen diesen Rest von Leben, diese drei Viertel Leichnam und trugen ihn blutend, keuchend und röchelnd hinaus.

Jedermann floh bei diesem Anblick und schloß Thüren und Fenster.

Nach Verfluß einer Stunde waren Jourdan und seine drei Hundert Herren der Stadt.

Lescuyer war todt, aber das hatte wenig zu sagen: man brauchte seinen Todeskampf nicht mehr.

Jourdan benützte den Schrecken, den er der Stadt eingejagt, und verhaftete oder ließ vielmehr achtzig Personen ungefähr verhaften, die Mörder oder wenigstens die angeblichen Mörder Lescuyers.

Dreißig vielleicht hatten nicht mal den Fuß in die Kirche gesetzt; findet man jedoch eine gute Gelegenheit, sich seiner Feinde zu entledigen, so muß man sie benützen, denn die guten Gelegenheiten sind selten.

Diese achtzig Personen wurden in dem Trouillasthurm aufgeschichtet.

Man hat ihn geschichtlich „Tour de la Glacière“ genannt.

Weßhalb den Namen Trouillasthurm ändern? Der Name ist schmutzig und paßt vortrefflich für die schmutzige Handlung, die dort begangen worden.

Er war der Schauplatz der inquisitionellen Tortur.

Heute noch sieht man dort an den Wänden den fetten Ruß, der mit dem Rauch von dem Holzstoße aufstieg, auf welchem die menschlichen Leiber verbrannt wurden: heute noch zeigt man Dir das sorgfältig aufbewahrte Handwerkszeug der Folter: den Kessel, den Ofen, den spanischen Bock, die Ketten, die Fallthüren, und es fehlt nichts, bis herab zu den alten Gebeinen.

In diesem von Clemens V. gebauten Thurme schloß man die achtzig Gefangenen ein.

Nachdem man diese Achtzig zu Gefangenen gemacht und eingeschlossen, war man in großer Verlegenheit: was mit ihnen anfangen.

Durch wen sie aburtheilen lassen?

Es gab kein legal zusammengesetztes Tribunal, als die Tribunale des Papstes.

Die Unglücklichen umbringen lassen, wie sie Lescuyer umgebracht?

Wir sagten bereits, daß ein Drittheil, vielleicht sogar die Hälfte nicht nur keinen Theil an dem Meuchelmord genommen, sondern nicht mal den Fuß in die Kirche gesetzt.

Sie hinrichten lassen? Das Gemetzel würde als Repressalie gelten.

Aber um diese achtzig Personen hinzurichten, brauchte man eine gewisse Anzahl von Henkern.

Eine Art von Tribunal, das Jourdan improvisirt, hielt seine Sitzungen in einem der Säle des Palastes: es hatte einen Greffier mit Namen Raphel, einen Präsidenten, der halb Italiener, halb Franzose war, einen Redner im Volkspatois, mit Namen Barbe-Savournin de la Roua; dann drei oder vier arme Teufel, einen Bäcker, einen Speckhändler, die Namen verlieren sich bei der untergeordneten Stellung.

Das waren die Menschen, welche riefen:

„Man muß sie alle umbringen; wenn ein Einziger entkäme, würde er als Zeuge dienen."

Aber wie wir sagten, die Henker fehlten.

Man hatte kaum zwanzig Menschen im Hofe zur Verfügung, sie gehörten alle den untern Volksklassen von Avignon an: ein Perückenmacher, ein Damen-Schuhmacher, ein Seifensieder, ein Maurer, ein Tischler; alle kaum, wie es eben der Zufall fügte, bewaffnet. Der Eine mit einem Säbel, der Andere mit einem Bayonnet, Dieser mit einer Eisenstange, Jener mit einem am Feuer gehärteten Stück Holz.

Alle diese Menschen waren von einem feinen Octoberregen durchfröstelt.

Es war schwer, aus diesen Leuten Mörder zu machen.

Wohl! aber dem Teufel ist nichts schwer.

Es gibt in solchen Zeiten eine Stunde, wo es ist, als wenn Gott das Vaterland verließe.

Dann kommt der Teufel an die Reihe.

Der Teufel trat in Person in diesen kalten und schmutzigen Hof. Er hatte die Gestalt und das Aeußere eines einheimischen Apothekers Namens Mendes angenommen; er stellte einen von zwei Laternen beleuchteten Tisch auf; diesen bedeckte er mit Gläsern, Kannen, Krügen und Flaschen.

Welcher Art war das höllische Gebräu, das in diesen geheimnißvollen Gefäßen mit den bizarren Formen verschlossen war? Man weiß es nicht, aber die Wirkung kennt man wohl.

Alle, welche von der diabolischen Flüssigkeit tranken, fühlten sich plötzlich von einer fieberhaften Wuth, von einem Mord- und Blutdurst ergriffen.

Nun brauchte man ihnen nur noch die Thüre zu zeigen, sie stürzten sich von selbst in das Gefängniß.

Die Metzelei dauerte die ganze Nacht; die ganze Nacht hindurch hörte man Schreien, Jammern und Todesröcheln durch die Dunkelheit dringen.

Man metzelte und erwürgte Alles, Männer und Frauen: die Schlächter waren, wie wir sagten, berauscht und schlecht bewaffnet.

Aber es gelang ihnen doch.

Inmitten der Schlächter machte sich ein Kind durch seinen unbändigen Blutdurst bemerkbar.

Es war der Sohn von Lescuyer.

Er mordete und mordete in einem fort; er rühmte sich, ganz allein, mit seiner kindlichen Hand, zehn Männer und vier Frauen gemordet zu haben.

„O, ich kann morden, wie ich will," sagte er, „ich bin noch nicht fünfzehn Jahre, man wird mir nichts anhaben."

Wie man mordete, so warf man Todte und Verwundete, Leichen und Lebendige in den Hof des Trouillas-Thurms; sie fielen sechzig Fuß hoch herunter; die Männer wurden zuerst hinabgeschleudert, dann die Frauen. Die Mörder brauchten Zeit, um die Leichen derjenigen, welche jung und hübsch waren, zu schänden.

Um neun Uhr Morgens, nach einer zwölfstündigen Metzelei, rief eine Stimme aus der Tiefe dieses Grabes:

„Habt Gnade! macht ein Ende mit mir, ich kann nicht sterben."

Ein Mann, der Waffenschmied Bouffier, beugte sich über die Brüstung hinab; die Andern wagten es nicht.

„Wer ruft denn?" fragten sie.

„Es ist Lami," antwortete Bouffier.

Und als er wieder unter die Uebrigen getreten war, fragten sie:

„Nun, was hast Du da drunten gesehen?"

„Eine drollige Marmelade," sagte er, „alles durcheinander, Männer und Frauen, Priester und hübsche Mädchen, 's ist um vor Lachen zu bersten."

„Der Mensch ist wahrhaftig eine garstige Raupe,“ sagte der Graf von Monte-Christo zu Herrn von Villefort! . . .

Nun, in diese von den jüngsten Metzeleien noch blutende, noch heiße, noch aufgeregte Stadt wollen wir die beiden Hauptpersonen unserer Geschichte einführen.

## Erste Abtheilung.

---

### I.

### Die Table d'Hôte.

Am 9. October des Jahres 1799, an einem schönen Tage jenes südlichen Herbstes, der an beiden Enden der Provence die Orangen von Hyères und die Trauben von Saint-Peray reifen läßt, fuhr eine mit drei Postpferden bespannte Calesche gestreckten Trabes über die Brücke der Durance zwischen Cavailhon und Chateau Renard, auf dem Wege nach Avignon, der alten päpstlichen Stadt, welche ein Decret vom 25. Mai 1791, acht Jahre vorher, mit Frankreich vereinigt hatte, eine Vereinigung, die durch den im Jahre 1797 zu Tolentino zwischen dem General Bonaparte und dem Papst Pius VI. abgeschlossenen Tractat bestätigt wurde.

Der Wagen fuhr durch das Airthor und durchschnitt die Stadt mit den schmalen und winkligen Straßen, welche zugleich gegen den Wind und gegen die Sonne gebaut ist, ohne den geringsten Aufent-

halt in ihrer ganzen Länge, bis sie endlich fünfzig Schritte von dem Oullethor am Hotel du Palais-Egalité hielt, das man nach und nach wieder das Hotel du Palais-Royal zu nennen begann, ein Name, den es ehedem geführt und den es noch heute führt.

Diese wenigen scheinbar unbedeutenden Worte bezüglich des Namens dieses Hotels, vor welchem die Postchaise hielt, auf die wir unsere Augen gerichtet haben, deutet ziemlich klar den Zustand an, in welchem sich Frankreich unter der Regierung der Thermidor-Reaction befand, welche man das Directorium nannte.

Nach dem revolutionären Kampfe, welcher vom 14. Juli 1789 bis zum 9. Thermidor 1794 gedauert; nach den Tagen des 5. und 6. October, des 21. Juni, des 10. August, des 2. und 3. September, des 21. Juni, des 31. Mai und des 5. April; nachdem man das Haupt des Königs und seiner Richter, der Königin und ihres Anklägers, der Girondisten und Cordeliers, der Moderirten und Jakobiner hatte fallen sehen, empfand Frankreich den furchtbarsten und ekelhaftesten Ueberdruß, den es gibt, den Ueberdruß an Blut!

Es war davon zurückgekommen und fühlte die Sehnsucht, wenn auch nicht nach dem Königthum, so doch den Wunsch nach einer starken Regierung, in die es sein Vertrauen setzen, auf die es sich stützen könnte, die für das Land handelte und ihm erlaubte, auszuruhen, während es handelte.

An der Stelle dieses unbestimmten Wunsches hatte es nun das schwache und unentschlossene Directorium, das im Augenblick aus dem üppigen Barras,

dem intriguanten Sieyes, dem tapfern Moulin, dem unbedeutenden Roger Ducos und dem ehrenwerthen, aber etwas zu naiven Gohier bestand.

Daraus ergab sich eine mäßige Würde nach außen und eine sehr angreifbare Ruhe nach Innen.

Allerdings begannen in dem Augenblick, bei dem wir angekommen sind, unsere Armeen, die sich während der epischen Feldzüge von 1796 und 1797 mit Ruhm bedeckt und nun durch die Unfähigkeit Scherers in Verona und Cassano und durch die Niederlage und den Tod Jouberts in Novi einen Augenblick zurückgedrängt waren, wieder die Offensive zu ergreifen. Moreau schlug Suwaroff bei Bassignano, Brune den Herzog von York und den General Hermann bei Bergen, Massena vernichtete die Austro-Russen bei Zürich, Korsakoff rettete sich mit großer Mühe und der Oesterreicher Hotze wurde mit drei anderen Generalen getödtet und fünf wurden zu Gefangenen gemacht.

Massena rettete Frankreich bei Zürich, wie es neunzig Jahre früher Villars bei Denain gerettet.

Aber im Innern standen die Sachen nicht so gut und die Directorial-Regierung war, muß man gestehen, in großer Verlegenheit zwischen dem Krieg in der Vendée und den Räubereien im Süden, denen wie gewöhnlich die Avignoneser Bevölkerung durchaus nicht fremd geblieben.

Ohne Zweifel hatten die beiden Reisenden, welche aus der am Hotel du Palais-Royal haltenden Postchaise stiegen, einigen Grund, die Stimmung zu fürchten, in der sich die noch immer aufgeregte Bevölkerung der päpstlichen Stadt befand, denn kurz

nach Orgon, an dem Punkte, wo sich dem Reisenden drei Wege bieten, von denen der eine nach Nismes, der andere nach Carpentras, der dritte nach Avignon führt, hatte der Postillon seine Pferde angehalten und gefragt:

„Gehen die Citoyens über Avignon oder Carpentras?"

„Welches ist der kürzeste Weg?" fragte der ältere der beiden Reisenden, der, obgleich sichtbar einige Monate älter, kaum dreißig Jahre zählte, in kurzem und scharfem Tone.

„O! die Route über Avignon ist kürzer, um mindestens anderthalb Meilen."

„Dann wollen wir die Route über Avignon einschlagen," hatte jener gantwortet.

Und der Wagen fuhr wieder in einem Galopp, welcher andeutete, daß die auf der Reise begriffenen Citoyens, wie sie der Postillon nannte, obgleich die Bezeichnung „Herr" in der Conversation wieder zur Geltung kam, mindestens dreißig Sous Trinkgeld bezahlten.

Derselbe Wunsch, keine Zeit zu verlieren, machte sich auch beim Eintritt in das Hotel geltend.

Es war immer der ältere der beiden Reisenden, welcher, hier wie auf dem Wege, das Wort führte. Er fragte, ob man rasch speisen könne, und die Art, wie dies Verlangen vorgebracht wurde, zeigte, daß er über vielerlei gastronomische Forderungen wegsehen wolle, wenn nur das verlangte Essen rasch servirt würde.

„Citoyens," antwortete der Wirth, der beim Geräusch des Wagens mit der Serviette in der Hand

den Reisenden entgegengeeilt war, „Sie sollen rasch und gut auf Ihrem Zimmer servirt werden; wenn ich mir jedoch erlauben dürfte, Ihnen einen Rath zu geben . . ."

Er zögerte.

„O, geben Sie, geben Sie!" sagte der jüngere der Reisenden, der zum ersten Mal das Wort nahm.

„Nun, so meinte ich, Sie würden besser daran thun, einfach an der Table d'Hôte zu speisen, wie es der Reisende macht, den dieser bereits vollständig eingespannte Wagen erwartet; das Diner dort ist ausgezeichnet und bereits servirt."

Der Wirth deutete zu gleicher Zeit auf einen außerordentlich comfortabel eingerichteten und wirklich mit zwei Postpferden bespannten Wagen: diese scharrten mit den Füßen, während der Postillon mit der größten Geduld auf dem Fenstergesims eine Flasche Cahorswein leerte.

Die erste Bewegung Dessen, an den dieses Anerbieten gerichtet wurde, war ablehnend; indeß nach wiederholter Ueberlegung machte der ältere der beiden Reisenden, als wenn er auf seinen ersten Entschluß zurückkäme, ein fragendes Zeichen gegen seinen Begleiter.

Dieser antwortete mit einem Blicke, welcher sagen wollte:

„Sie wissen wohl, daß ich zu Ihrem Befehle bin."

„Nun, es sei," sagte der, welcher bestimmt schien, die Initiative zu ergreifen, „wir werden an der Table d'Hôte speisen."

Dann wandte er sich nach dem Postillon um, der abgezogenen Hutes seine Befehle erwartete.

„In einer halben Stunde spätestens müssen die Pferde am Wagen sein.“

Der Wirth zeigte ihnen den Speisesaal und sie traten ein, der ältere der Beiden ging voran, der Andere folgte.

Man kennt den Eindruck, den gewöhnlich zwei neue Ankömmlinge an einer Table d'Hôte hervorbringen. Aller Blicke waren nach ihnen gerichtet. Das Gespräch, das ziemlich belebt schien, wurde unterbrochen.

Die Tischgesellschaft bestand aus einigen Stammgästen des Hotels, dem Reisenden, dessen Wagen eingespannt vor der Thüre hielt, einem Weinhändler von Bordeaux, der sich aus Gründen, die wir später mittheilen werden, augenblicklich in Avignon aufhielt, und einer Anzahl Reisender, welche mit der Diligence von Marseille nach Lyon gingen.

Die Neuankommenden begrüßten die Gesellschaft mit einem leichten Nicken des Kopfes und setzten sich an das Ende des Tisches, indem sie sich auf diese Weise durch einen Zwischenraum von drei bis vier Couverts von den andern Gästen absonderten.

Diese Art von aristokratischer Zurückhaltung verdoppelte die Neugier, deren Gegenstand sie waren; überdies fühlte man, daß man es mit Personen von unbestreitbarer Distinction zu thun habe, obgleich ihre Kleidung von der größten Einfachheit war.

Beide trugen Stulpstiefeln mit kurzen Hosen, einen Frack mit langen Schößen, einen Reiseüberrock und einen Hut mit breiter Krempe — die Tracht beinahe aller jungen Leute zu jener Zeit; was sie jedoch von den Elegants von Paris und selbst der

Provinz unterschied, das waren ihre langen und glatten Haare und ihre schwarze militärisch um den Hals geschlungene Cravatte.

Die Muscadins, — so nannte man damals die jungen Modeherren, — die Muscadins trugen die an beiden Schläfen herabhängenden bauschigen Hundsohren, die Haare waren in den Nacken zurück gestrichen und in der weiten Cravatte mit langen fliegenden Zipfeln begrub sich das Kinn.

Einige trieben die Reaction bis aufs Aeußerste.

Das Porträt der beiden jungen Leute bot zwei vollkommen entgegengesetzte Typen.

Der Aeltere von beiden, der, wie wir bemerkten, mehrmals die Initiative ergriffen, und dessen Stimme, selbst in ihren vertraulichsten Tönen, die Gewohnheit des Befehlens bekundete, war, wie gesagt, ein Mann von ungefähr dreißig Jahren mit schwarzen mitten auf der Stirne getheilten Haaren, welche glatt und lang an den Schläfen herab bis auf die Schultern fielen. Er hatte den sonnverbrannten Teint des Mannes, der in den südlichen Ländern gereist ist, dünne Lippen, eine gerade Nase, weiße Zähne und jene Falkenaugen, welche Dante dem Cäsar gibt.

Seine Gestalt war eher klein, als groß, seine Hand war zart, sein Fuß fein und elegant; in seinem Benehmen lag eine gewisse Gene, welche darauf deutete, daß er in diesem Augenblick eine Tracht trage, an die er nicht gewöhnt war, und wenn er sprach, hätte sein Mitunterredner, falls man an den Ufern der Loire und nicht an den Ufern der Rhone sich befunden, bemerken können, daß er in seiner Aussprache einen gewissen italienischen Accent hatte.

Sein Begleiter schien drei bis vier Jahre jünger, als er.

Es war ein schöner junger Mann mit rosigem Teint, blonden Haaren, hellblauen Augen, einer starken und geraden Nase, und einem vortretenden, aber beinahe bartlosen Kinn. Er mochte zwei Zoll größer sein, als sein Begleiter, und obgleich von einem etwas über mittelgroßen Wuchse, schien er doch so gut proportionirt gebaut, so erstaunlich ungezwungen und leicht in allen seinen Bewegungen, daß man vermuthete, er müsse von einer ungewöhnlichen, wenn auch nicht Kraft, so doch Gelenkigkeit und Gewandtheit sein.

Obgleich er ganz ebenso gekleidet war, und sich auf vollkommen gleichem Fuße präsentirte, schien er doch für den braunen jungen Mann eine tiefe Ehrerbietung zu hegen, und da diese nicht durch das Alter hervorgerufen sein konnte, so datirte sie ohne Zweifel von der untergeordneteren gesellschaftlichen Stellung. Außerdem nannte er ihn Citoyen, während sein Begleiter ihn einfach Roland anredete.

Diese Bemerkungen, welche wir machen, um dem Leser einen tieferen Blick in unsere Erzählung zu gönnen, wurden wahrscheinlich von den Gästen der Table d'Hôte nicht auch in ihrer ganzen Ausdehnung gemacht, denn nachdem man den Neuankommenden einige Secunden Aufmerksamkeit geschenkt, wandten sich die Blicke wieder von ihnen ab und das Gespräch, das einen Augenblick unterbrochen war, nahm wieder seinen Lauf.

Man muß gestehen, daß es sich um einen für Reisende äußerst interessanten Gegenstand drehte; es handelte sich um den Angriff auf eine Diligence,

welche eine der Regierung gehörende Summe von sechzigtausend Franken mit sich führte. Der Angriff war am Tage vorher auf der Straße von Marseille nach Avignon, zwischen Lambesq und Pont=Royal geschehen.

Bei den ersten Worten, die weiter über das Ereigniß gesprochen wurden, lauschten die beiden jungen Leute mit dem größten Interesse.

Das Ereigniß war auf dem gleichen Wege vorgefallen, den sie zu machen im Begriffe standen, und der, welcher es erzählte, war einer der Hauptbetheiligten bei dem Landstraßenschauspiel.

Es war der Bordeaux=Weinhändler.

Die, welche sich am neugierigsten nach den Einzelheiten erkundigten, waren die Reisenden der Diligence, die so eben angekommen und ehestens wieder abfahren wollten. Die andern Gäste, das heißt die Stammgäste, schienen so sehr auf dem Laufenden mit derartigen Catastrophen, daß sie selbst Einzelheiten erzählen konnten, statt welche sich mittheilen zu lassen.

„Sie sagen also, Citoyen," fragte ein dicker Herr, an den sich in ihrem Schrecken eine große, hagere und magere Frau drängte, „Sie sagen also, daß der Diebstahl auf dem Wege begangen wurde, den wir so eben zurückgelegt? . . ."

„Ja, Citoyen; zwischen Lambesq und Pont=Royal haben Sie wohl einen Punct bemerkt, wo die Straße aufwärts steigt, und sich zwischen zwei Hügeln einzwängt? Es sind dort eine Menge Felsen."

„Ja, ja, mein Freund," sagte die Frau, indem sie den Arm ihres Mannes fester drückte, „ich habe den Ort wohl bemerkt und sogleich gesagt, wie Du

Dich erinnern mußt: ‚Das ist eine gefährliche Stelle, ich bin froh, daß wir den Weg bei Tage und nicht bei Nacht machen.‘“

„O, Madame,“ sagte ein junger Mann, der mit seiner Stimme das schnarrende Sprechen jener Epoche affectirte, und der in gewöhnlichen Zeiten an der Table d'Hôte das große Wort führte, „wir wissen, daß es für die Herren Genossen Jehus weder Tag noch Nacht gibt.“

„Wie, Citoyen,“ fragte die Dame noch erschrockener, „am hellen Tage wurden Sie angegriffen?“

„Am hellen Tage, Citoyenne, Morgens zehn Uhr.“

„Und wie viel waren ihrer?“ fragte der dicke Herr.

„Vier, Citoyen.“

„Sie hatten sich am Wege in den Hinterhalt gelegt?“

„Nein, sie kamen zu Pferde, und waren bis an die Zähne bewaffnet und maskirt.“

„Das ist ihre Gewohnheit,“ sagte der junge Stammgast der Table d'Hôte; „nicht wahr, sie sagten: ‚Vertheidigen Sie sich nicht, es wird Ihnen kein Leid angethan werden, wir wollen nur das Geld der Regierung.‘“

„Wort für Wort, Citoyen.“

„Dann,“ fuhr der fort, welcher so gut unterrichtet schien, „dann stiegen zwei ab, warfen die Zügel der Pferde ihren Genossen zu und zwangen den Conducteur, ihnen das Geld auszuliefern.“

„Citoyen,“ sagte der dicke Mann, erstaunt, „Sie erzählen die Sache ja, als wenn Sie sie gesehen.“

„Sie waren vielleicht dabei," fiel einer der Reisenden, halb scherzend, halb zweifelnd, ein.

„Ich weiß nicht, Citoyen, ob Sie mir damit eine Grobheit zu sagen beabsichtigen," entgegnete der junge Mann, welcher den Erzähler so freundlich und ausdauernd unterstützte, in hinwerfendem Tone; „aber meine politischen Ansichten lassen mich Ihren Zweifel nicht als eine Beleidigung betrachten. Wenn ich das Unglück gehabt hätte, zu der Zahl der Angefallenen zu gehören, oder die Ehre, zu der Zahl der Angreifenden, so würde ich es im einen Falle so offen wie im andern sagen; aber gestern Morgen um zehn Uhr, gerade in dem Augenblicke, als man vier Meilen von hier die Diligence angriff, frühstückte ich in aller Ruhe hier an diesem Platze und, merken Sie wohl, sogar mit denselben Citoyens, die mir in diesem Augenblicke die Ehre erweisen, zu meiner Rechten und zu meiner Linken zu sitzen."

„Und," fragte der von den beiden zuletzt angekommenen Reisenden, welche so eben an der Tafel Platz genommen, den sein Begleiter mit dem Namen Roland bezeichnete, „zu wie vielen waren Sie in der Diligence?"

„Warten Sie; ich glaube, wir waren . . . ja, wir waren unserer sieben Männer und drei Frauen."

„Sieben Männer ohne den Conducteur?" wiederholte Roland.

„Ganz richtig."

„Und zu sieben ließen Sie sich von vier Banditen plündern? Ich mache Ihnen mein Compliment, meine Herren."

„Wir wußten, mit wem wir es zu thun hatten,"

antwortete der Weinhändler, „und hüteten uns, uns zu vertheidigen.“

„Wie!“ versetzte der junge Mann, „mit wem hatten Sie es zu thun? Sie hatten es, wie mich dünkt, mit Dieben, mit Banditen zu thun.“

„Keineswegs: sie hatten sich genannt.“

„Gewiß.“

„Wie! sie hatten sich genannt?“

„Sie sagten: ‚Meine Herren, es ist unnöthig, sich zu vertheidigen; meine Damen, haben Sie keine Furcht, wir sind keine Räuber, wir sind Genossen Jehus.‘“

„Ja,“ meinte der junge Mann von der Table d'Hôte, „sie sagen es zum Voraus, damit keine Verwechslung stattfinden kann; das ist ihre Gewohnheit.“

„Ah, so,“ sagte Roland, „was ist denn dieser Jehu, der so höfliche Genossen hat? Ist das ihr Hauptmann?“

„Mein Herr,“ sagte ein Mann, dessen Kleidung etwas von einem säcularisirten Priester hatte, und der nicht nur gleichfalls ein Stammgast der Table d'Hôte, sondern auch in die Geheimnisse der ehrenwerthen Corporation eingeweiht schien, deren Verdienste man so eben zu würdigen im Begriffe war, „wenn Sie etwas vertrauter mit der Lectüre der heiligen Schriften wären, als Sie zu sein scheinen, so würden Sie wissen, daß vor etwa zweitausend sechshundert Jahren dieser Jehu gestorben ist und daß er folglich nicht gegenwärtig die Diligencen auf den Landstraßen angreifen kann.“

„Herr Abbé,“ antwortete Roland, der den Mann der Kirche erkannt hatte, „da Sie, trotz des bittern

Tones, in dem Sie sprechen, gut unterrichtet scheinen, so erlauben Sie einem armen Ignoranten, Sie um einige Details über diesen Jehu zu bitten, der vor zweitausend sechshundert Jahren gestorben ist und doch die Ehre hat, Genossen zu besitzen, die seinen Namen tragen."

„Jehu," antwortete der Mann der Kirche in demselben essigsauren Tone, „war ein König in Israel, von Elisa geweiht, unter der Bedingung, daß er die Verbrechen des Hauses Achab und Jesabel bestrafe und alle Priester des Baal vernichte."

„Herr Abbé," versetzte der junge Mann lächelnd, „ich danke Ihnen für die Erklärung; ich zweifle nicht, daß sie genau und namentlich sehr gelehrt ist, nur gestehe ich Ihnen, daß sie mich nicht sehr aufklärt."

„Wie! Citoyen," sagte der Stammgast der Table d'Hôte, „Sie begreifen doch, daß Jehu Seine Majestät Ludwig XVIII. ist, unter der Bedingung gesalbt, daß er die Verbrechen der Revolution bestrafe und die Baalspriester vernichte, das heißt, alle diejenigen, welche irgend welchen Theil an diesem abscheulichen Stand der Dinge genommen, den man seit sieben Jahren die Republik nennt?"

„So, so!" machte der junge Mann; „nun begreife ich. Aber zu denen, welche zu bekämpfen die Genossen Jehus die Aufgabe haben, zählen Sie doch nicht die tapfern Soldaten, die den Fremden von den Grenzen Frankreichs zurückwarfen und die berühmten Generale, welche die Armeen von Tyrol, Sambre-et-Meuse und Italien commandirten?"

„Allerdings, diese zuerst und vor allen."

Die Augen des jungen Mannes schleuderten Blitze, seine Nasenflügel erweiterten, seine Lippen schlossen sich; er fuhr von seinem Sitze auf; aber sein Gefährte zog ihn an seinem Fracke wieder auf den Stuhl, während er ihm mit einem Blicke Schweigen gebot.

Der, welcher so eben diesen Beweis seiner Macht gegeben, nahm nun zum ersten Mal das Wort:

„Citoyen," sagte er, indem er sich an den jungen Mann von der Table d'Hôte wandte, „entschuldigen Sie zwei Reisende, die vom Ende der Welt kommen, wenn Sie wollen, von America oder Indien, die Frankreich seit zwei Jahren verlassen und nun vollkommen ohne Kenntniß von dem sind, was hier vorgeht, sich aber näher unterrichten wollen."

„Je nun," antwortete der, an welchen die Worte gerichtet waren, „das ist ja nicht mehr als billig, Citoyen; fragen Sie und man wird Ihnen antworten."

„Gut denn," fuhr der junge braune Mann mit dem Adlerauge, den schwarzen glatten Haaren und dem granitenen Teint fort, „nun, da ich weiß, was dieser Jehu ist und welche Aufgabe seine Genossenschaft hat, möchte ich auch wissen, was seine Genossen mit dem Geld beginnen, das sie nehmen."

„O! mein Gott! das ist sehr einfach, Citoyen: Sie wissen, daß von der Wiederherstellung der bourbonischen Monarchie stark die Rede ist?"

„Nein, ich weiß es nicht," antwortete der junge braune Mann in einem Tone, dem er vergeblich Unbefangenheit zu verleihen suchte; „ich komme, wie ich Ihnen sagte, vom Ende der Welt."

„Wie! Sie wußten das nicht? Nun gut, in sechs Monaten wird das eine vollendete Thatsache sein.“

„Wirklich!“

„Wie ich Ihnen zu sagen die Ehre habe, Citoyen.“

Die beiden jungen Leute mit der militärischen Haltung tauschten einen Blick und ein Lächeln aus, obgleich der junge Blonde seine Ungeduld kaum mehr zurückhalten zu können schien.

Ihr Mitunterredner fuhr fort:

„Lyon ist das Hauptquartier der Verschwörung, wenn man überhaupt ein Complott, das sich bei hellem Tage organisirt, eine Verschwörung nennen kann; der Name „provisorische Regierung“ würde besser passen.“

„Nun gut, Citoyen,“ sagte der junge braune Mann mit einer Höflichkeit, die nicht ohne Spott war, „so wollen wir provisorische Regierung sagen.“

„Diese provisorische Regierung hat ihren Generalstab und ihre Armeen.“

„Bah! ihren Generalstab, vielleicht . . . aber ihre Armeen . . .“

„Ihre Armeen, ich wiederhole es.“

„Wo sind sie?“

„Eine derselben organisirt sich in den Bergen der Auvergne unter den Befehlen des Herrn von Chardon; eine andere im Jura unter den Befehlen des Herrn von Teyssonet, eine dritte endlich, welche functionirt und zu dieser Stunde sogar sehr angenehm, in der Vendée unter den Befehlen Escarbovilles, Achille Leblonds und Cadoudal.“

„In der That, Citoyen, Sie erweisen mir einen wahrhaften Dienst, indem Sie mir all diese Neuig-

keiten mittheilen. Ich glaubte die Bourbonen ganz in das Exil ergeben; ich glaubte die Polizei in der Weise gehandhabt, daß weder ein provisorisches royalistisches Comité in den großen Städten existiren, noch Banditen sich auf den Landstraßen herumtreiben könnten. Endlich glaubte ich die Vendée durch den General Hoche vollständig pacificirt."

Der junge Mann, an welchen diese Antwort gerichtet war, brach in lautes Lachen aus.

„Aber, woher kommen Sie?" rief er, „woher kommen Sie?"

„Ich habe es Ihnen ja gesagt, Citoyen, vom Ende der Welt."

„Man merkt es."

Dann sagte er fortfahrend:

„Nun, Sie begreifen, die Bourbonen sind nicht reich, die Emigrés, deren Güter man verkaufte, sind ruinirt; es ist unmöglich, zwei Armeen zu organisiren und eine dritte zu unterhalten, wenn man kein Geld hat. Man war in Verlegenheit: nur die Republik war es, die ihren Feinden Sold zahlen konnte; es schien jedoch nicht wahrscheinlich, daß sie sich gutwillig dazu entschließen würde; man hielt es deßhalb, ohne weiter diese mißliche Unterhandlung zu versuchen, für das kürzeste, ihr lieber das Geld zu nehmen, statt sie darum anzugehen."

„Ah, jetzt begreife ich endlich."

„Das ist ein Glück."

„Die Genossen Jehus sind die Vermittler zwischen der Republik und der Contre-Revolution, die Einnehmer der royalistischen Generale."

„Ja, es ist kein Diebstahl mehr, es ist eine mi-

litärische Operation, eine Waffenthat, wie jede andere."

„Allerdings, Citoyen; nun sind Sie über diesen Punkt so aufgeklärt, als wir."

„Aber," warf der Weinhändler aus Bordeaux schüchtern ein, „wenn die Herren Genossen Jehus — bemerken Sie wohl, ich will ihnen nichts Böses nachsagen — wenn die Herren Genossen Jehus nur das Geld der Regierung wollen . . ."

„Das Geld der Regierung, nichts Anderes; es ist ohne Beispiel, daß sie einen Privatmann ausgeplündert."

„Ohne Beispiel?"

„Ohne Beispiel."

„Wie kam es denn aber, daß sie gestern außer dem Gelde der Regierung ein Häufchen von zweihundert Louisd'ors mitnahmen, die mir gehörten."

„Mein lieber Herr," antwortete der junge Mann von der Table d'Hôte, „ich habe Ihnen bereits gesagt, daß hier ein Irrthum obwaltet und daß Ihnen, so wahr ich Alfred von Barjols heiße, das Geld eines Tages zurückerstattet werden wird."

Der Weinhändler stieß einen Seufzer aus und schüttelte den Kopf wie Einer, der trotz der ihm gegebenen Versicherung doch noch einigen Zweifel behält.

Und als wenn die Verbindlichkeit, die der junge Edelmann übernommen, welcher so eben seine sociale Stellung durch die Nennung seines Namens kund gegeben, das Zartgefühl derer rege gemacht, für die er in die Schranken getreten, hielt in diesem Augenblicke ein Pferd vor der Thüre; man hörte Schritte

im Corridor, die Thüre des Speisesaales öffnete sich und ein maskirter, bis an die Zähne bewaffneter Mann erschien auf der Schwelle.

„Meine Herren,“ sagte er unter einer tiefen Stille, die sein Erscheinen verursacht hatte, „ist unter Ihnen ein Reisender Namens Jean Picot, der sich gestern in der Diligence befand, welche zwischen Lambesq und Pont-Royal angefallen wurde?“

„Ja,“ sagte der Weinhändler ganz erstaunt.

„Sind Sie es?“ fragte der maskirte Mann.

„Ja.“

„Wurde Ihnen nicht etwas genommen?“

„Allerdings, ein Häufchen von zweihundert Louisd'or, die ich dem Conducteur übergeben.“

„Und ich muß noch dazu sagen,“ fügte der junge Edelmann hinzu, „daß dieser Herr eben in diesem Augenblicke davon sprach und sie verloren gab.“

„Der Herr hatte Unrecht,“ sagte der unbekannte Maskirte, „wir führen Krieg mit der Regierung und nicht mit Privatleuten, wir sind Parteigänger, keine Diebe; hier sind Ihre zweihundert Louisd'ors, mein Herr, und wenn in Zukunft ein ähnlicher Irrthum vorkommen sollte, so reclamiren Sie das Geld im Namen Morgans, der Ihnen als Empfehlung dienen wird.“

Bei diesen Worten legte der Mann mit der Maske einen Sack mit Gold zur Rechten des Weinhändlers nieder, grüßte die Tischgesellschaft höflich und verschwand, indem er die Einen erschrocken, die Andern verblüfft durch eine solche Kühnheit zurückließ.

## II.

### Ein italienisches Sprichwort.

Obgleich die beiden Gefühle, die wir so eben angedeutet haben, die vorherrschenden waren, gaben sie sich doch nicht bei allen Anwesenden in gleicher Weise kund. Die Verschiedenheit nüancirte sich nach dem Geschlechte, nach dem Alter, nach dem Charakter, wir möchten beinahe sagen, nach der socialen Stellung der Zuhörer.

Der Weinhändler Jean Picot, der Hauptbetheiligte an dem Ereigniß, das so eben vor sich gegangen, hatte auf den ersten Blick an der Tracht, den Waffen und der Maske einen der Männer erkannt, mit denen er gestern zu thun gehabt, und war deßhalb bei seiner Erscheinung anfangs ganz vom Schrecken betäubt; als er jedoch nach und nach den Grund des Besuchs erkannt, den ihm der geheimnißvolle Bandit abstattete, hatte sich sein Schrecken allmälig in Freude verwandelt, indem er alle zwischen diesen beiden Gefühlen liegenden Nüancen nacheinander durchmachte. Sein Goldsack lag neben ihm und man hätte glauben können, er wage es nicht, denselben anzurühren: vielleicht fürchtete er, sobald er seine Hand daran bringe, werde er wie das Gold verschwinden, das man im Traum zu finden glaubt und das sogar verschwindet, ehe man noch die Augen öffnet, in jener Periode zunehmender Klarheit, welche den Schlaf vom vollkommenen Wachsein trennt.

Der dicke Herr aus der Diligence und seine Frau

hatten, wie die übrigen Reisenden, welche zum gleichen Wagen gehörten, den unverholensten und lebhaftesten Schrecken an den Tag gelegt. Da er zur Linken von Jean Picot saß, als er den Banditen sich dem Weinhändler nahen sah, hatte er in der illusorischen Hoffnung, eine passende Distanz zwischen sich und dem Genossen Jehus zu behaupten, seinen Stuhl gegen den seiner Frau gerückt, die, dem Drucke nachgebend, auch den ihrigen zu rücken versuchte. Da der Stuhl jedoch, welcher hinter ihr stand, der des Citoyen Alfred von Barjols war, der keinen Grund hatte, Leute zu fürchten, vor denen er eine so hohe und vortheilhafte Meinung an den Tag gelegt, so hatte der Stuhl der Frau des dicken Herrn ein Hinderniß in der Unbeweglichkeit desjenigen des jungen Mannes gefunden, so daß, wie es in Marengo acht bis neun Monate später geschah, als der Obergeneral es für Zeit hielt, wieder die Offensive zu ergreifen, die retrograde Bewegung ihr Ende erreicht hatte.

Was Jenen betrifft — wir sprechen von dem Citoyen Alfred von Barjols — so war sein Aussehen, wie das des Abbé, der die biblische Erklärung bezüglich des israelitischen Königs Jehu und seiner Mission gegeben, — sein Aussehen, sagen wir, war das eines Mannes, der nicht nur keine Furcht kennt, sondern sogar das Ereigniß, das kommt, ruhig erwartet, wie unverhofft es auch sein mag. Um seine Lippen spielte ein Lächeln, und wenn nicht alle Tischgenossen so sehr mit den beiden Hauptbetheiligten der Scene, welche so eben gespielt, beschäftigt gewesen wären, hätten sie ein beinahe unmerkliches Zeichen beobachten kön-

nen, das die Augen des Banditen und des jungen Edelmannes austauschten, ein Zeichen, das sich im selben Momente zwischen dem jungen Edelmann und dem Abbé wiederholte.

Die beiden Reisenden, welche wir in den Speisesaal eingeführt, und die, wie wir gesagt, ziemlich isolirt am Ende der Tafel saßen, hatten die ihren verschiedenen Charakteren entsprechende Haltung beobachtet. Der Jüngere von Beiden hatte instinctmäßig die Hand an seine Seite geführt, als wollte er dort eine nicht vorhandene Waffe suchen, und war, wie durch eine Feder bewegt, aufgesprungen, um den maskirten Mann am Halse zu packen, was auch sicherlich geschehen wäre, wenn er allein gewesen; aber der Aeltere, der, welcher nicht bloß gewohnt zu sein, sondern auch das Recht zu haben schien, Befehle zu ertheilen, hatte sich, wie er schon einmal gethan, damit begnügt, ihn lebhaft an seinem Rocke zurückzuhalten, indem er ihm in gebietendem, beinahe sogar hartem Tone sagte:

„Setze Dich, Roland!“

Und der junge Mann hatte sich wirklich gesetzt.

Derjenige jedoch von allen Gästen, welcher scheinbar wenigstens am theilnahmlosesten bei dem ganzen Vorgang geblieben, war ein Mann von dreiunddreißig bis vierunddreißig Jahren, mit blonden Haaren, rothem Bart, ruhigem und schönem Gesichte, intelligenten und feinen Lippen, großen blauen Augen, einem hellen Teint und einem fremden Accent, der auf einen Mann deutete, welcher im Schooße der Insel geboren war, die in jenem Augenblicke mit uns einen so harten Krieg führte: so viel konnte man

aus den seltenen Worten schließen, die ihm entschlüpft waren. Er sprach, trotz des bezeichneten Accentes, die französische Sprache mit einer seltenen Reinheit. Beim ersten Worte, das er ausgesprochen, und in dem man den Accent von jenseit des Canales erkannte, hatte der ältere der beiden Reisenden gezittert; und sich nach seinem Begleiter umwendend, der die Gedanken in seinem Blicke zu lesen gewöhnt war, hatte er diesen zu fragen geschienen, wie im Augenblick, wo der erbitterte Krieg, den die beiden Nationen mit einander führten, den Engländer natürlich aus Frankreich verbannen mußte, wie den Franzosen aus England, sich ein Engländer auf französischem Boden befinden könne. Ohne Zweifel hatte Roland die Antwort unmöglich geschienen, denn er hatte ihm mit einer Bewegung der Augen und einem Zucken der Achseln geantwortet, welches besagen wollte:

„Es erscheint mir ebenso seltsam, als Ihnen; aber wenn Sie die Lösung eines solchen Problems nicht finden, Sie der Mathematiker par excellence, so fragen Sie nicht mich."

Was den beiden jungen Leuten klarer als alles dies geworden, das war, daß der blonde Mann mit dem angelsächsischen Accent der Reisende sei, dessen comfortabler Wagen angespannt vor der Thüre des Hotels wartete, und daß dieser Reisende aus London oder wenigstens aus einer der Grafschaften oder einem der Herzogthümer Großbritanniens sein müsse.

Was die Worte betrifft, die er zum Besten gegeben, so haben wir bereits gesagt, daß ihrer wenige waren, so wenige, daß sie eher für Ausrufungen, als

für Worte gelten konnten; dagegen hatte der Engländer bei jeder Erklärung, die über den Stand der Dinge in Frankreich gegeben wurde, ostensibel ein Notizbuch herausgezogen, und, indem er bald den Weinhändler bald den Abbé, bald endlich den jungen Edelmann bat, die Erklärung zu wiederholen, was jeder in derselben höflichen Weise that, wie gebeten wurde, sich alles aufgezeichnet, was Wichtiges, Außerordentliches und Interessantes über den Angriff auf die Diligence, den Zustand in der Vendée und die Genossen Jehus gesagt worden, indem er jedesmal mit Wort und Geberde in jener steifen Art, die unser Nachbarn jenseit des Meeres eigenthümlich ist, dankte und jedesmal in die Seitentasche seines Ueberrocks sein mit einer neuen Notiz bereichertes Buch steckte.

Endlich hatte er, wie ein durch eine unerwartete Entwicklung freudig überraschter Zuschauer, vor innerer Befriedigung bei dem Anblick des maskirten Mannes laut aufgejauchzt, mit beiden Ohren gelauscht, mit allen Augen aufgeschaut, ihn nicht aus dem Gesicht verloren, bis die Thüre sich hinter ihm geschlossen, und dann lebhaft sein Notizbuch aus der Tasche ziehend, zu seinem Nachbar, der Niemand anderes, als der Abbé war, gesagt:

„O, mein Herr, würden Sie wohl die Güte haben, wenn ich mich nicht genau erinnerte, mir Wort für Wort zu wiederholen, was der Gentleman, der so eben weggeht, gesagt hat?“

Er hatte sich augenblicklich ans Schreiben gemacht, und da sich das Gedächtniß des Abbé mit dem seinigen verband, die Befriedigung gehabt, die Worte,

welche der Genosse Jehus an den Citoyen Jean Picot gerichtet, vollständig aufzeichnen zu können.

Nachdem dies aufgezeichnet war, hatte er mit einem Accente, der seinen Worten ein fremdartiges Gepräge von Originalität verlieh, ausgerufen:

„O, wirklich, nur in Frankreich können solche Sachen vorkommen; Frankreich ist das merkwürdigste Land der Welt. Es gewährt mir unendlichen Genuß, meine Herren, in Frankreich zu reisen und die Franzosen kennen zu lernen.“

Diese letzte Phrase wurde mit so viel Courtoisie ausgesprochen, daß, wenn man sie aus diesem ernsten Munde hatte hervorgehen hören, nichts übrig blieb, als dem zu danken, der sie ausgesprochen, war er auch der Abkömmling der Sieger von Crecy, Poitiers und Azincourt.

Der jüngere der beiden Reisenden war es, welcher auf diese Höflichkeit mit dem Tone leichten Spottes, der ihm angeboren schien, antwortete:

„Wahrhaftig, ich bin ganz im selben Falle, wie Sie, Mylord; ich sage Mylord, da ich annehme, daß Sie Engländer sind.“

„Ja, mein Herr,“ antwortete der Gentleman, „ich habe diese Ehre.“

„Nun gut, wie ich Ihnen sagte,“ fuhr der junge Mann fort, „es gewährt mir unendlichen Genuß, in Frankreich zu reisen und hier zu sehen, was ich gesehen. Man muß unter der Regierung der Citoyens Gohier, Moulins, Roger-Ducos, Sieyes und Barras leben, um solch einem drolligen Auftritt anzuwohnen, und wenn man in fünfzig Jahren erzählen wird, daß in einer Stadt von dreißigtausend Seelen am

hellen Tage ein Straßenräuber, die Maske auf dem Gesichte, zwei Pistolen und einen Säbel im Gürtel, einem ehrbaren Kaufmann die zweihundert Louisd'ors zurückgebracht, die er ihm am Tage vorher abgenommen und die Jener bereits verloren gab; wenn man hinzufügen wird, daß dies an einer Table d'Hôte geschehen ist, an der zwanzig bis fünfundzwanzig Menschen saßen und daß dieses Muster von Banditen sich wieder ruhig entfernte, ohne daß eine dieser zwanzig bis fünfundzwanzig anwesenden Personen ihn am Kragen gepackt, so gehe ich eine Wette ein, daß man den als infamen Lügner behandeln wird, der die Keckheit hat, diese Anekdote zu erzählen."

Und der junge Mann brach, in den Stuhl sich zurücklehnend, in lautes Lachen aus, aber in ein so heftiges und kreischendes Lachen, daß ihn alle Welt erstaunt ansah, während sein Gefährte mit einer beinahe väterlichen Unruhe die Augen auf ihn geheftet hatte.

„Mein Herr," sagte der Citoyen Alfred von Barjols, auf welchen, wie auf die Uebrigen, dieser seltsame und mehr traurige, oder vielmehr weit eher schmerzliche als heitere Ausbruch einen tiefen Eindruck machte und den er, bevor er antwortete, bis in sein letztes Zittern hatte verklingen lassen, „mein Herr, erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß der Mann, den Sie so eben gesehen, kein Straßenräuber ist."

„Bah, offen und ehrlich, was ist er denn?"

„Er ist aller Wahrscheinlichkeit nach ein junger Mann von ebenso guter Familie, als Sie und ich."

„Der Graf von Horn, den der Regent auf dem Greveplatz rädern ließ, war ebenfalls ein junger

Mann von guter Familie und der Beweis dafür, daß der ganze Adel von Paris Wagen zu seiner Hinrichtung schickte."

„Der Graf von Horn hatte, wenn ich mich recht erinnere, einen Juden ermordet, um ihm einen Wechsel zu stehlen, den er nicht im Stande war, zu bezahlen, aber Niemand wird es wagen, zu behaupten, daß ein Genosse Jehus ein Haar auf dem Haupte eines Kindes gekrümmt."

„Nun, meinetwegen; zugegeben, daß das Institut zu philantropischen Zwecken gegründet sei, nämlich das Gleichgewicht zwischen den Gütern der Menschen wieder herzustellen, die Launen des Zufalls gut zu machen, die Mißbräuche der Gesellschaft zu reformiren, — wenn er auch ein Dieb nach Art Karl Moors wäre, so ist Ihr Freund Morgan, nicht wahr, Morgan nannte sich der ehrenwerthe Citoyen?..."

„Ja," sagte der Engländer.

„Nun, so ist und bleibt Ihr Freund doch ein Dieb."

Der Citoyen Alfred von Barjols wurde äußerst blaß.

„Der Citoyen Morgan ist nicht mein Freund," antwortete der junge Aristokrat, „wenn er es aber wäre, würde ich mir eine Ehre aus seiner Freundschaft machen."

„Ohne Zweifel," antwortete Roland laut lachend; „wie Herr von Voltaire sagt:

‚Die Freundschaft eines großen Mannes ist eine Wohlthat der Götter.'"

„Roland, Roland," sagte sein Gefährte in leisem Tone zu ihm.

„O General," antwortete dieser, vielleicht mit

Absicht sich diesen Titel entschlüpfen lassend, der seinem Gefährten gebührte, „lassen Sie mich gefälligst ein Gespräch mit diesem Herrn fortsetzen, das mich im höchsten Grade interessirt."

Dieser zuckte die Achseln.

„Sehen Sie, Citoyen," fuhr der junge Mann mit einer seltsamen Hartnäckigkeit fort, „ich muß mich genau unterrichten: vor zwei Jahren verließ ich Frankreich und seit meiner Abreise haben sich so viele Dinge verändert, Tracht, Sitte, Accent, daß selbst die Sprache sich verändert haben könnte. Wie nennen Sie es in der Sprache, die man heutzutage in Frankreich spricht, wenn man die Diligencen anhält und das Geld nimmt, das sie mit sich führen?"

„Mein Herr," sagte der junge Edelmann im Tone eines Mannes, der fest entschlossen ist, den Streit bis zu Ende durchzukämpfen, „ich nenne das Krieg führen; und hier Ihr Gefährte, den Sie so eben General genannt, wird Ihnen in seiner Eigenschaft als Soldat sagen, daß abgesehen von dem Vergnügen zu tödten und sich tödten zu lassen, die Generale aller Zeiten nichts Anderes gethan, als der Citoyen Morgan."

„Wie!" rief der junge Mann, dessen Augen Blitze schleuderten, „Sie wagen es, einen Vergleich . . ."

„Lassen Sie den Herrn seine Theorie entwickeln, Roland," sagte der braune Reisende, dessen Augen im Gegensatz gegen die seines Gefährten, die sich weiter zu öffnen schienen, um ihre Flammen zu speien, sich mit ihren langen schwarzen Wimpern verschleierten, um nicht sehen zu lassen, was in seinem Herzen vorging.

„Ah!“ sagte der junge Mann mit seinem hastigen Accente, „Sie sehen wohl, daß Sie nun auch anfangen, an der Discussion Interesse zu finden.“

Dann sich an den wendend, den er aufs Korn genommen:

„Fahren Sie fort, mein Herr, fahren Sie fort,“ sagte er, „der General erlaubt es.“

Der junge Edelmann erröthete ebenso sichtbar, als er einen Augenblick vorher erblaßt war, und mit zusammengekniffenen Zähnen, die Elbogen auf dem Tische, das Kinn auf der Faust, um sich so viel als möglich seinem Gegner zu nähern, sagte er mit provencalischem Accente, der immer ausgesprochener hervortrat, je heftiger der Streit wurde:

„Da es der General erlaubt,“ — er legte einen besonderen Nachdruck auf die beiden Worte der General, — „so werde ich die Ehre haben, ihm und Ihnen, Citoyen, zu entgegnen, daß ich mich zu erinnern glaube, im Plutarch gelesen zu haben, daß im Augenblick, als Alexander nach Indien ging, er nur achtzehn bis zwanzig Talente Goldes mit sich führte, was ungefähr so viel sagen will, als hundert bis hundertzwanzigtausend Franken. Glauben Sie mir, daß er mit diesen achtzehn bis zwanzig Talenten Goldes seine Armee unterhielt, die Schlacht am Granicus gewann, Kleinasien unterwarf, Tyrus, Gaza, Syrien, Egypten eroberte, Alexandrien baute, bis nach Libyen vordrang, sich durch das Orakel von Ammon zum Sohne Jupiters erklären ließ, bis zum Hyphasis vorrückte, und als sich seine Soldaten weigerten, ihm weiter zu folgen, nach Babylon zurückkam, um dort an Luxus, Verschwendung und Ueppig-

keit die luxuriösesten, verschwenderischsten und üppigsten Könige Asiens zu übertreffen. Zog er aus Macedonien etwa sein Geld, und glauben Sie, daß der König Philipp, einer der ärmsten Könige des armen Griechenland, die Tratten honorirte, die sein Sohn auf ihn zog? Nein, gewiß nicht; Alexander machte es wie der Citoyen Morgan; nur statt Diligencen auf der Landstraße anzuhalten, plünderte er die Städte, legte den Königen Lösegelder auf und erhob Contributionen von den eroberten Ländern. Gehen wir zu Hannibal über. Sie wissen, wie er von Carthago ausgezogen, nicht wahr? Er hatte nicht mal die achtzehn oder zwanzig Talente seines Vorgängers Alexander; aber da er Geld brauchte, so nahm und plünderte er mitten im Frieden und gegen alle Verträge die Stadt Sagunt; von da an war er reich und konnte ins Feld ziehen. Verzeihung, diesmal citire ich nicht mehr aus Plutarch, sondern aus Cornelius Nepos. Ich übergehe sein Herabsteigen von den Pyrenäen, seinen Uebergang über die Alpen, die drei Schlachten, die er gewann und bei denen er sich jedesmal des Schatzes der Besiegten bemächtigte, und komme zu den fünf bis sechs Jahren, die er in Campanien zubrachte. Glauben Sie, daß er für seine Armee den Capuanern eine Pension bezahlte, und daß die Banquiers von Carthago, die mit ihm brouillirt waren, ihm Geld schickten? Nein, der Krieg unterhielt den Krieg, das morganische System, Citoyen. Kommen wir zu Cäsar. Ah, Cäsar, das ist etwas Anderes. Er geht nach Spanien mit ungefähr dreißig Millionen Schulden, kommt mit beinahe eben so vielen zurück, geht nach Gallien, bleibt dort zehn

Jahre bei unseren Vorfahren; während dieser zehn Jahre schickt er mehr als hundert Millionen nach Rom, geht über die Alpen zurück, überschreitet den Rubicon, geht geradezu auf das Capitol los, erzwingt die Thüren des Saturnustempels, wo der Schatz ist, nimmt daraus für seine Privatbedürfnisse, nicht für die der Republik, dreitausend Pfund Gold in Barren und stirbt, er, den seine Gläubiger zwanzig Jahre vorher nicht aus seinem kleinen Hause in der Straße Suburra hatten herauslassen wollen, indem er zwei- bis dreitausend Sesterzen jedem Bürger, zehn bis zwölf Millionen der Calpurnia und dreißig bis vierzig Millionen dem Octavius hinterläßt. Immer das morganische System, nur daß Morgan, das bin ich sicher, sterben wird, ohne für sich eine Hand an das Silber der Gallier, noch an das Gold des Capitols gelegt zu haben. Machen wir jetzt einen Sprung von achtzehnhundert Jahren und kommen wir zum General Buonaparte."

Und der junge Aristokrat legte, wie es die Feinde des Siegers von Italien zu thun gewöhnt waren, einen besonderen Nachdruck auf das u, das Bonaparte aus seinem Namen gestrichen und das e, dem er den scharfen Accent genommen.

Diese Absichtlichkeit schien Roland heftig zu reizen; er machte eine Bewegung, als wollte er sich auf seinen Gegner stürzen, aber sein Gefährte hielt ihn zurück.

„Lassen Sie," sagte er, „lassen Sie, Roland; ich bin überzeugt, daß der Citoyen Barjols nicht behaupten wird, der General Buonaparte, wie er ihn nennt, sei ein Dieb."

„Nein, ich werde es nicht sagen; aber es gibt ein italienisches Sprichwort, welches es statt meiner sagt.“

„Wie heißt das Sprichwort?“ fragte der General, das Wort für seinen Gefährten ergreifend, indem er diesmal sein glänzendes, ruhiges und tiefes Auge auf den jungen Edelmann richtete.

„Es heißt einfach: Francesi non sono tutti ladroni ma Buonaparte. Was so viel sagen will als: Die Franzosen sind nicht alle Räuber, aber ...“

„Recht hübsch,“ sagte Roland.

„Ja, aber Buonaparte,“ antwortete Barjols.

Kaum war das unverschämte Wort dem Munde des jungen Aristokraten entschlüpft, als der Teller, mit welchem Roland spielte, seinen Händen entwischte und ihm ins Gesicht flog.

Die Frauen stießen einen Schrei aus, die Männer erhoben sich.

Roland verfiel in jenes heftige Gelächter, das ihm eigenthümlich war, und sank in den Stuhl zurück.

Der junge Aristokrat blieb ruhig, obgleich das Blut von seiner Augbraue über seine Wange herabfloß.

In diesem Augenblick trat der Conducteur ein und sagte nach der gewöhnlichen Formel:

„Wollen Sie einsteigen, Citoyens!“

Die Reisenden, welche sich gerne von dem Schauplatz des Streites entfernten, dem sie so eben angewohnt, stürzten nach der Thüre.

„Entschuldigen Sie, mein Herr,“ sagte Alfred von Barjols zu Roland. „Sie gehören hoffentlich nicht zur Diligence?“

„Nein, mein Herr, ich gehöre zu der Postchaise aber seien Sie ruhig, ich gehe nicht fort."

„Ich auch nicht," sagte der Engländer; „man spanne die Pferde aus, ich bleibe."

„Ich gehe," sagte der junge braune Mann, dem Roland den Titel eines Generals gegeben, mit einem Seufzer; „Du weißt, daß es sein muß, mein Freund, und daß meine Anwesenheit dort absolut nöthig ist. Aber ich schwöre Dir, daß ich Dich nicht so verlassen würde, wenn ich es anders machen könnte . . ."

Und indem er diese Worte sagte, verrieth seine Stimme eine Aufregung, deren ihr sonstiger fester und metallener Klang nicht fähig zu sein schien.

Roland dagegen schien auf dem Gipfel der Freude; man hätte glauben sollen, dieser Kampfnatur öffne sich beim Herannahen der Gefahr, die sie, wenn nicht hervorgerufen, so doch nicht zu vermeiden gesucht, weit die Brust.

„Gut! General," sagte er, „wir müßten uns doch in Lyon trennen, da Sie die Güte hatten, mir einen Urlaub von einem Monat zu bewilligen, um nach Bourg zu meiner Familie zu gehen. Wir machen nur sechzig Stunden weniger zusammen, das ist Alles. Ich werde Sie in Paris wiederfinden. Nur bitte ich Sie, wenn Sie eines ergebenen Mannes bedürfen, der stets schlagfertig ist, sich meiner zu erinnern."

„Sei ruhig, Roland."

Und indem er die beiden Gegner scharf ins Auge faßte, sagte er zu seinem jungen Gefährten mit einem unbeschreiblich zärtlichen Accente, „lasse Dich nicht tödten; aber wenn es möglich ist, so tödte auch Deinen Gegner nicht. Dieser junge Mann ist im

Ganzen genommen ein Mann von Herz und ich möchte einst alle Leute von Herz für mich haben."

„Man wird sein Bestes thun, General, seien Sie ruhig."

In diesem Augenblick erschien der Wirth auf der Schwelle des Zimmers.

„Die Postchaise für Paris ist angespannt," sagte er.

Der General nahm seinen Hut und seinen Stock, den er auf einen Sessel gelegt; Roland dagegen folgte ihm absichtlich entblößten Hauptes, damit man sehe, er habe nicht die Absicht, mit seinem Gefährten abzureisen.

Alfred von Barjols machte keinen Einwand gegen sein Weggehen. Es war ja überdies leicht zu sehen, daß sein Gegner eher Streitigkeiten suche, als vermeide.

Dieser begleitete den General bis an den Wagen, wo derselbe einstieg.

„Thut nichts," sagte er, indem er sich setzte, „es schmerzt mich sehr, Dich allein zu lassen, Roland, ohne einen Freund, der Dir als Zeuge dienen könnte."

„O beunruhigen Sie sich nicht darüber, General; es fehlt uns nie an Zeugen: es gibt und wird immer Menschen geben, welche wissen möchten, wie ein Mensch den andern umbringt."

„Auf Wiedersehen, Roland; Du hörst, ich sage nicht Lebewohl, ich sage auf Wiedersehen."

„Ja, mein lieber General," antwortete der junge Mann, mit einer beinahe gerührten Stimme, „ich höre wohl und ich danke Ihnen."

„Versprich mir, sobald die Sache abgemacht ist,

zu schreiben oder durch Jemanden schreiben zu lassen, wenn Du es selbst nicht könntest."

„O fürchten Sie nichts, General; ehe vier Tage vergehen, werden Sie einen Brief von mir haben," antwortete Roland.

Dann fügte er mit einem Accente tiefer Bitterkeit hinzu:

„Haben Sie nicht bemerkt, daß ein Verhängniß über mir waltet, das nicht will, daß ich sterbe?"

„Roland!" machte der General in strengem Tone, „noch immer!"

„Nichts, nichts," sagte der junge Mann den Kopf schüttelnd und seinen Zügen den Schein sorgloser Heiterkeit verleihend, die der gewöhnliche Ausdruck seines Gesichtes gewesen sein mußte, ehe ihm das unbekannte Unglück geschehen, das ihn so jung schon den Tod wünschen ließ.

„Gut. Apropos, suche eines zu erfahren."

„Was, General?"

„Wie es kommt, daß in dem Augenblick, wo wir mit England im Kriege sind, ein Engländer so frei und unangefochten in Frankreich umherreist, als wäre er zu Hause."

„Gut; ich werde es erfahren."

„Wie?"

„Ich weiß noch nicht; aber wenn ich Ihnen verspreche, es zu erfahren, so werde ich es erfahren, und müßte ich auch ihn selbst darum befragen."

„Unglücklicher Mensch! verwickle Dich nicht in eine andere Affaire von dieser Seite."

„In jedem Falle wäre das, da er ein Feind ist, kein Duell, sondern ein Kampf."

„Noch einmal, auf Wiedersehen, umarme mich."

Roland warf sich mit einer Bewegung leidenschaftlicher Dankbarkeit an den Hals desjenigen, der ihm so eben diese Erlaubniß gegeben.

„O General!" rief er, „wie glücklich wäre ich... wenn ich nicht so unglücklich wäre!"

Der General betrachtete ihn mit tiefer Innigkeit.

„Du wirst mir später mal Dein Unglück erzählen, nicht wahr, Roland?" sagte er.

Roland stieß ein schmerzliches Lachen aus, das schon zwei bis drei Mal hervorgebrochen.

„O, bei Gott, nein," sagte er, „Sie würden zu sehr darüber lachen."

Der General sah ihn an, wie er etwa einen Narren angesehen.

„Nun," sagte er, „man muß die Menschen nehmen, wie sie sind."

„Namentlich, wenn sie nicht sind, was sie zu sein scheinen."

„Du hältst mich für Oedipus und gibst mir Räthsel zu rathen."

„Ah, wenn Sie das errathen, General, so begrüße ich Sie als König von Theben. Aber mit all' meinen Thorheiten vergesse ich, daß jede Ihrer Minuten kostbar ist und daß ich Sie hier unnütz aufhalte."

„Du hast Recht. Hast Du Aufträge für Paris?"

„Drei: meine freundlichen Grüße an Bourienne, meinen Respect an Ihren Bruder Lucian und meine zartesten Huldigungen für Madame Bonaparte."

„Es soll ausgerichtet werden."

„Wo werde ich Sie in Paris finden?"

„In meinem Hause in der Rue de la Victoire und vielleicht . . .“

„Vielleicht . . .“

„Wer weiß? vielleicht im Luxembourg.“

Dann warf er sich zurück, als ob er bedauerte, so viel gesagt zu haben, selbst gegenüber von dem, den er als seinen besten Freund betrachtete:

„Nach Orange,“ sagte er zu dem Postillon, „so rasch als möglich.“

Der Postillon, der nur einen Befehl erwartete, peitschte seine Pferde; der Wagen fuhr rasch und mit donnerndem Geräusche ab und verschwand durch das Thor.

## III.

### Der Engländer.

Roland blieb unbeweglich auf demselben Platze stehen, nicht bloß so lange er den Wagen sehen konnte, sondern auch noch lange nachdem er verschwunden war.

Dann schüttelte er den Kopf, als wollte er die Wolke verscheuchen, die sich auf seiner Stirne gelagert hatte, kehrte in das Hotel zurück und verlangte ein Zimmer.

„Führen Sie den Herrn auf Nr. 3,“ sagte der Wirth zu einem Zimmermädchen.

Das Zimmermädchen nahm einen Schlüssel, der an einer großen Tafel von schwarzem Holze hing, an der zwei Reihen weißer Nummern angeschrieben

standen, und gab dem jungen Reisenden ein Zeichen, daß er ihr folgen könne.

„Lassen Sie mir Papier, eine Feder und Tinte heraufbringen," sagte der junge Mann zum Wirthe; „wenn Herr von Barjols nach mir fragt, so sagen Sie ihm meine Zimmernummer."

Der Wirth versprach die Befehle Rolands auszuführen, welcher hinter dem Mädchen die Marseillaise pfeifend die Treppe hinaufstieg.

Fünf Minuten später saß er an einem Tische, hatte Tinte, Feder und Papier, die er verlangt, vor sich und rüstete sich zum Schreiben.

Im Augenblicke jedoch, als er die erste Linie beginnen wollte, pochte man dreimal an die Thüre.

„Herein," sagte er, indem er den Fauteuil, in welchem er saß, auf einem Hinterbein pirouettiren ließ, um dem Eintretenden das Gesicht zuzukehren; er dachte sich nicht anders, als, es müsse entweder Herr von Barjols oder einer seiner Freunde sein.

Die Thüre öffnete sich mit einer regelmäßigen Bewegung, wie die einer Mechanik, und der Engländer erschien auf der Schwelle.

„Ah!" rief Roland, entzückt über den Besuch wegen des Auftrages, den ihm der General gegeben, „Sie sind's?"

„Ja," sagte der Engländer, „ich bin's."

„Seien Sie mir willkommen."

„O, wenn ich Ihnen willkommen bin, um so besser! Denn ich wußte nicht, ob ich kommen dürfte."

„Warum das?"

„Wegen Abukirs."

Roland lachte.

„Es gab zwei Schlachten von Abukir," sagte er: „eine, welche wir verloren, eine andere, welche wir gewonnen."

„Wegen der, welche Sie verloren."

„Gut!" sagte Roland, „man schlägt sich, man tödtet sich, man vernichtet sich auf dem Schlachtfelde; aber das hindert nicht, daß man sich die Hand drückt, wenn man sich auf neutralem Boden begegnet; ich wiederhole Ihnen deßhalb, seien Sie mir willkommen, namentlich wenn Sie mir gefälligst sagen wollen, weßhalb Sie kommen."

„Ich danke: aber vor allem lesen Sie das."

Und der Engländer zog ein Papier aus seiner Tasche.

„Was ist das?" fragte Roland.

„Mein Paß."

„Was habe ich mit Ihrem Paß zu schaffen?" fragte Roland; „ich bin kein Gendarm."

„Nein; da ich Ihnen jedoch meine Dienste anzubieten komme, würden Sie sie vielleicht nicht annehmen, wenn Sie nicht wüßten, wer ich bin."

„Ihre Dienste, mein Herr?"

„Ja, aber lesen Sie doch."

Roland las:

„Im Namen der französischen Republik, fordert das Directorium alle Behörden auf, Sir John Tanlay Esq. frei und ungehindert im ganzen Bereich der Republik passiren zu lassen und ihm Schutz und Unterstützung zu gewähren, falls er solcher bedarf.

Gezeichnet: Fouché."

„Und weiter unten sehen Sie."

„Ich empfehle ganz besonders Sir John Tanlay als Philantropen und Freund der Freiheit.

Gezeichnet: Barras."

„Sie haben gelesen?"

„Ja, ich habe gelesen, aber was weiter?"

„Nun denn, mein Vater Mylord Tanlay hat Herrn Barras Dienste geleistet; deßhalb erlaubt mir Herr Barras in Frankreich umherzureisen, und ich bin sehr zufrieden mit meiner Reise, ich amüsire mich kostbar."

„Ja, ich erinnere mich, Sir John; Sie haben uns bereits die Ehre angethan, uns dies bei Tische zu versichern."

„Ja, ich sagte es bereits, das ist wahr; ich habe auch gesagt, daß ich die Franzosen sehr liebe."

Roland verbeugte sich.

„Und namentlich den General Bonaparte," fuhr Sir John fort.

„Sie lieben den General Bonaparte?"

„Ich bewundere ihn; er ist ein großer, sehr großer Mann."

„Ah, Verzeihung, Sir John; ich bedaure, daß er nicht hört, daß das ein Engländer von ihm sagt."

„O, wenn er hier wäre, würde ich es nicht sagen."

„Warum?"

„Ich wollte nicht, daß er von mir glaubte, ich sage es, um ihm ein Vergnügen zu machen. Ich sage es, weil es meine Ansicht ist."

„Ich zweifle nicht daran, Mylord," sagte Roland, der nicht wußte, wo der Engländer damit hinaus-

wollte, und der, da er durch den Paß erfahren, was er wissen wollte, sehr zurückhaltend war.

„Und als ich sah,“ fuhr der Engländer mit demselben Phlegma fort, „daß Sie die Partei des Generals Bonaparte nehmen, so machte mir das Vergnügen.“

„Wirklich?“

„Großes Vergnügen,“ machte der Engländer mit einer bestätigenden Bewegung des Kopfes.

„Um so besser.“

„Als ich aber sah, daß Sie Herrn Alfred von Barjols einen Teller an den Kopf warfen, so bereitete mir das großen Kummer.“

„Das bereitete Ihnen Kummer, Mylord; weßhalb?“

„Weil in England ein Gentleman einem andern Gentleman nicht einen Teller an den Kopf wirft.“

„Ah, Mylord,“ sagte Roland und stand auf, indem er die Brauen zusammenzog, „sollten Sie zufällig gekommen sein, um mir eine Lection zu geben?“

„O nein; ich kam, um Ihnen zu sagen: Sie sind vielleicht in Verlegenheit, einen Zeugen zu finden?“

„Allerdings, Sir John, ich gestehe Ihnen ein, daß dies der Fall; und in dem Augenblicke, als Sie an die Thüre pochten, fragte ich mich, an wen ich mich wegen dieses Dienstes wenden sollte.“

„Ich, wenn Sie wollen,“ sagte der Engländer, „werde Ihr Zeuge sein.“

„Ah, bei Gott!“ machte Roland, „mit großem Vergnügen.“

„Das ist der Dienst, den ich Ihnen leisten wollte!“

Roland bot ihm die Hand hin.

„Angenommen," sagte er.

Der Engländer verbeugte sich.

„Nun," fuhr Roland fort, „Sie hatten den Tact, Mylord, mir, ehe Sie Ihre Dienste anboten, zu sagen, wer Sie sind; es ist in dem Augenblicke, wo ich sie annehme, nicht mehr als billig, daß Sie wissen, wer ich bin."

„O, wie Sie wollen."

„Ich heiße Louis von Montrevel, und bin Adjutant des Generals Bonaparte."

„Adjutant des Generals Bonaparte! Das freut mich unendlich."

„Das wird Ihnen auch erklären, weßhalb ich, vielleicht etwas zu warm, die Vertheidigung meines Generals übernommen."

„Nein, nicht zu warm; nur der Teller . . ."

„Ja, ich weiß wohl, die Herausforderung konnte den Teller entbehren; aber was wollen Sie, ich hielt ihn in der Hand, ich wußte nicht, was damit machen, ich warf ihn Herrn von Barjols an den Kopf; er flog mir aus der Hand, ohne daß ich es wollte."

„Sie werden ihm das nicht sagen."

„O seien Sie ruhig; ich sage es Ihnen, um Ihr Gewissen zu beruhigen."

„Sehr gut; Sie werden sich also schlagen?"

„Ich bin deßhalb wenigstens hier geblieben."

„Und auf was wollen Sie sich schlagen?"

„Das geht mich nicht an, Mylord."

„Wie! das geht Sie nicht an?"

„Nein; Herr von Barjols ist der Beleidigte; an ihm ist es, die Waffen zu wählen."

„So nehmen Sie also die Waffe an, die er vorschlagen wird?"

„Nicht ich, Sir John, sondern Sie in meinem Namen, da Sie mir die Ehre erzeigen, mein Zeuge zu sein."

„Und wenn er nun die Pistole wählt, auf welche Entfernung und wie wollen Sie sich schlagen?"

„Das ist Ihre Sache, Mylord, und nicht die meine. Ich weiß nicht, ob dies auch in England der Fall, aber in Frankreich mischen sich die Duellanten in nichts; es ist die Sache der Zeugen, alles anzuordnen; was sie thun, ist immer richtig."

„Was ich also thun werde, ist gut?"

„Gewiß, Mylord."

Der Engländer verbeugte sich.

„Die Stunde und der Tag des Kampfes?"

„O, je früher, je besser; ich habe meine Familie seit zwei Jahren nicht gesehen und ich gestehe Ihnen, daß es mich drängt, die Meinigen zu umarmen."

Der Engländer sah Roland mit einem gewissen Erstaunen an; er sprach mit so viel Zuversicht, daß man hätte glauben können, er trage zum Voraus die Gewißheit in sich, nicht fallen zu können.

In diesem Augenblick pochte es an die Thüre und die Stimme des Wirths fragte:

„Darf man eintreten?"

Der junge Mann antwortete bejahend: die Thüre öffnete sich und der Wirth trat mit einer Karte in der Hand, welche er seinem Gaste überreichte, ein.

Der junge Mann nahm die Karte und las: „Charles von Valansolle."

„Von Herrn Alfred von Barjols," sagte der Wirth.

„Sehr gut!" machte Roland.

Dann übergab er die Karte dem Engländer und sagte:

„Nehmen Sie, das geht Sie an; es ist unnöthig, daß ich diesen Herrn sehe, da man in diesem Lande nicht mehr Bürger ist. Herr von Valansolle ist der Zeuge des Herrn von Barjols, Sie sind der meine, arrangiren Sie die Sache unter sich; nur," fügte der junge Mann hinzu, indem er die Hand des Engländers drückte, und ihn fest ansah, „nur sehen Sie, daß die Sache ernstlich sei; ich würde, was Sie arrangirt haben, nur in dem Falle zurückweisen, wenn keine Chance vorhanden, daß der eine oder andere falle." –

„Seien Sie ruhig," sagte der Engländer, „ich werde wie für mich handeln."

„Nun gut, so gehen Sie; und wenn alles in Ordnung, so kommen Sie wieder; ich gehe nicht von der Stelle."

Sir John folgte dem Wirth; Roland setzte sich wieder, ließ den Fauteuil zurückpirouettiren und saß vor dem Tische.

Er nahm seine Feder und begann zu schreiben.

Als Sir John zurückkehrte, setzte Roland, nachdem er zwei Briefe geschrieben und gesiegelt, die Adresse auf den dritten.

Er gab dem Engländer mit der Hand ein Zeichen zu warten, bis er fertig sei, um ihm dann seine ganze Aufmerksamkeit schenken zu können.

Er vollendete die Adresse, siegelte den Brief und drehte sich um.

„Nun," fragte er, „ist alles in Ordnung?"

„Ja," sagte der Engländer; „und das war eine

leichte Sache; Sie haben es mit einem ächten Gentleman zu thun."

„Um so besser!" machte Roland.

Er wartete.

„Sie schlagen sich in zwei Stunden an der Quelle von Vaucluse, einem reizenden Orte, auf Pistolen, indem Sie auf einander zugehen und jeder nach Belieben schießen, auch nach dem Feuer seines Gegners weiter gehen darf."

„Bei Gott! Sie haben Recht, Sir John; das ist ganz vortrefflich. Haben Sie das so geordnet?"

„Ich und der Zeuge des Herrn von Barjols; Ihr Gegner hat auf all seine Privilegien als der Beleidigte verzichtet."

„Hat man für die Waffen gesorgt?"

„Ich bot meine Pistolen an; sie wurden, nachdem ich mein Ehrenwort gegeben, daß sie Ihnen ebenso unbekannt seien, als Herrn von Barjols, angenommen; es sind ausgezeichnete Waffen, mit denen ich auf zwanzig Schritte eine Kugel auf eine Messerklinge abschieße."

„Pest! Sie schießen gut, wie es scheint, Mylord?"

„Ja, ich bin, wie man behauptet, der beste Schütze von England."

„Das ist gut, daß ich das weiß; wenn ich mich mal umbringen will, Sir John, so werde ich Streit mit Ihnen suchen."

„O, suchen Sie nie einen Streit mit mir," sagte der Engländer, „es würde mir zu großen Schmerz bereiten, mich mit Ihnen schlagen zu müssen."

„Man wird sich bemühen, Ihnen keinen Kummer zu machen; — in zwei Stunden, sagen Sie?"

„Ja, Sie sagten mir, daß Sie Eile haben.“

„Allerdings; wie weit ist es von hier nach dem reizenden Orte?“

„Nach Vaucluse?“

„Ja.“

„Vier Stunden.“

„Das ist die Sache von anderthalb Stunden, wir haben keine Zeit zu verlieren; erledigen wir deßhalb die langweiligen Sachen, um uns nur dem Vergnügen hingeben zu können.“

Der Engländer sah den jungen Mann erstaunt an.

Roland schien diesen Blick nicht zu beachten.

„Hier sind drei Briefe,“ sagte er, „einer für Frau von Montrevel, meine Mutter, einer für Fräulein von Montrevel, meine Schwester; einer für den Citoyen Bonaparte, meinen General. Wenn ich falle, werden Sie sie einfach auf die Post geben. Ist das zu viel Mühe?“

„Wenn der unglückliche Fall eintritt, werde ich die Briefe selbst überbringen,“ sagte der Engländer.

Roland sah Sir John an.

„Wo wohnt Ihre Frau Mutter und Ihre Fräulein Schwester?“ fragte er.

„In Bourg, dem Hauptort des Departements Ain.“

„Das ist ganz in der Nähe,“ antwortete der Engländer. „Was den General Bonaparte betrifft, so werde ich, wenn es Noth thut, nach Egypten gehen; es würde mir außerordentliche Freude machen, den General Bonaparte zu sehen.“

„Wenn Sie, wie Sie sagen, Mylord, sich die Mühe nehmen, den Brief selbst zu besorgen, so wer-

den sie keinen so weiten Weg zu machen haben: in drei Tagen ist der General Bonaparte in Paris."

„O!" machte der Engländer, ohne das geringste Erstaunen an den Tag zu legen; „Sie glauben?"

„Ich weiß es gewiß," antwortete Roland.

„Es ist ein ganz außerordentlicher Mann, dieser General Bonaparte. Haben Sie mir jetzt noch einen andern Auftrag zu geben, Herr von Montrevel."

„Einen einzigen, Mylord."

„O, mehrere, wenn Sie wollen."

„Nein, ich danke, einen einzigen, aber einen sehr wichtigen."

„Sprechen Sie."

„Wenn ich gefallen bin . . . aber ich zweifle, daß ich dieses Glück habe . . ."

Sir John betrachtete Roland mit jenem erstaunten Blick, den er schon zwei bis drei Mal auf ihn geheftet.

„Wenn ich gefallen bin," fuhr Roland fort, „denn man muß am Ende auf Alles gefaßt sein..."

„Ja, wenn Sie gefallen sein werden, ich verstehe . . ."

„Hören Sie wohl, Mylord, denn es liegt mir ausdrücklich in diesem Falle viel daran, daß die Sachen genau so gehen, wie ich es Ihnen sagen werde."

„Es wird geschehen, wie Sie es anordnen," versetzte Sir John; „ich bin ein sehr pünktlicher Mann."

„Nun denn, wenn ich falle," fuhr Roland fort, indem er die Hand auf die Schulter seines Zeugen legte und stützte, als wollte er dadurch seinem Gedächtnisse den Auftrag, den er ihm zu geben im

Begriffe war, besser einprägen, „so werden Sie meinen Leichnam wie er ist, ganz angekleidet, ohne daß ihn Jemand berühren darf, in einen bleiernen Sarg legen, den Sie vor sich zulöthen lassen. Den bleiernen Sarg schließen Sie in eine Bahre von Eichenholz, die Sie gleichfalls in Ihrer Gegenwart vernageln lassen. Endlich werden Sie es an meine Mutter expediren, wenn Sie es nicht vorziehen sollten, Alles in die Rhone zu werfen, was ich ganz Ihrer freien Wahl überlasse, nur muß es wirklich dorthin geworfen werden."

„Es wird mir nicht mehr Mühe machen," versetzte der Engländer, „da ich den Brief nach Bourg bringe, auch den Sarg mit mir zu nehmen."

„Nun wahrhaftig, Mylord," sagte Roland mit seinem bekannten seltsamen Lachen, „Sie sind ein allerliebster Mensch, und die Vorsehung selbst hat mich Sie finden lassen. Auf denn, Mylord, auf."

Beide verließen das Zimmer Rolands. Das von S John lag auf demselben Stock. Roland wartete, bis der Engländer die Waffen auf seinem Zimmer geholt.

Er erschien nach einigen Secunden wieder und hielt eine Pistolenkapsel in der Hand.

„Jetzt, Mylord," fragte Roland, „wie kommen wir nach Vaucluse? Zu Pferde oder zu Wagen?"

„Zu Wagen, wenn es Ihnen gefällig. Ein Wagen ist weit bequemer, wenn man verwundet ist; der meine wartet unten."

„Ich glaubte, Sie hätten ausspannen lassen?"

„Ich gab den Befehl dazu, aber ich ließ den Postillon holen, um ihm Contreordre zu geben."

Man stieg die Treppe hinab.

„Tom, Tom,“ sagte Sir John, als er an die Thüre kam, wo ihn ein Diener in der ächten Livrée eines englischen Grooms erwartete, „trage diese Kapsel.“

„I am going with, my lord?“ fragte der Diener.

„Yes!“ antwortete Sir John.

Dann zeigte er Roland den Wagentritt, den der Diener herabließ.

„Kommen Sie, Herr von Montrevel,“ sagte er.

Roland stieg in den Wagen und streckte sich wollüstig darin aus.

„Wahrhaftig,“ sagte er, „nur die Engländer verstehen es, was Reisewagen heißt; man ist in dem Ihrigen, wie in seinem Bette. Ich wette, Sie lassen sich die Bahren mit Seide auspolstern, ehe Sie sich hineinlegen.“

„Ja, das ist wahr,“ antwortete John, „das englische Volk versteht sich auf das Comfortable; aber das französische Volk ist ein interessanteres und amüsanteres . . . Postillon, nach Vaucluse.“

## IV.

### Das Duell.

Der Weg ist nur von Avignon bis l'Isle fahrbar. Man machte die drei Stunden von Avignon nach l'Isle in einer Stunde.

Während dieser Stunde war Roland, als wenn er sich vorgenommen, seinem Reisegefährten die Zeit

kurz erscheinen zu lassen, voll munterer Einfälle und hinreißender Lustigkeit; je mehr er sich dem Kampfplatz näherte, desto größer wurde seine gute Laune. Wer die Ursache dieser Fahrt nicht gekannt, würde sich nicht haben träumen lassen, daß der unermüdlich plaudernde und beständig lachende junge Mann einer Todesgefahr entgegenging.

Am Dorf l'Isle mußte man aus dem Wagen steigen. Man erkundigte sich: Roland und Sir John waren zuerst auf dem Platze.

Sie begaben sich auf den Weg, der nach der Quelle führte.

„O, o," sagte Roland, „hier muß ein schönes Echo sein."

Er stieß ein bis zwei Schreie aus, auf welche das Echo mit großer Gefälligkeit antwortete.

„Ah! wirklich," sagte der junge Mann, „ein prachtvolles Echo. Ich kenne nur das der Scinonnette in Mailand, das damit zu vergleichen wäre. Warten Sie, Mylord."

Und er begann mit Modulationen, welche eine bewunderswerthe Stimme und eine ausgezeichnete Methode verriethen, ein Tyrolerlied zu singen, welches wie eine Ausforderung der menschlichen Kehle durch die empörte Musik erschien.

Sir John betrachtete und lauschte Roland mit einem Staunen, das er zu verheimlichen sich nicht mehr die Mühe gab.

Als der letzte Ton in der Höhlung des Berges verklungen, sagte Sir John:

„Ich glaube, Gott verdamm mich, daß Sie den Spleen haben."

Roland zitterte und sah ihn fragend an.

Als er jedoch sah, daß Sir John nicht weiter sprach, fragte er:

„Nun! und wer macht Sie das glauben?"

„Sie sind zu ausgelassen heiter, um nicht sehr traurig zu sein."

„Ja, und diese Anomalie setzt Sie in Erstaunen?"

„Nichts setzt mich in Erstaunen, alles hat seinen Grund, warum es so ist."

„Das ist richtig; man muß nur in das Geheimniß eindringen. Nun, ich will Sie dazu in den Stand setzen."

„O, ich möchte Sie nicht dazu drängen."

„Sie sind zu artig dazu; aber gestehen Sie, daß es Ihnen Vergnügen machen würde, in Rücksicht auf mich klar zu sehen."

„Aus Interesse für Sie."

„Gut denn, Mylord, so erfahren Sie die Lösung des Räthsels; ich werde Ihnen sagen, was ich noch Niemand gesagt. Wie Sie mich hier sehen, anscheinend von einer ausgezeichneten Gesundheit begünstigt, habe ich eine Pulsadergeschwulst, die mir furchtbare Leiden verursacht. Jeden Augenblick habe ich Krämpfe, Schwächen, Ohnmachten, über die sich eine Frau schämen würde. Ich muß beständig die lächerlichsten Vorsichtsmaßregeln brauchen, und trotzdem hat mich Larcey versichert, daß ich jeden Augenblick gefaßt sein müsse, die Welt zu verlassen, da die kranke Arterie in meiner Brust bei der geringsten Anstrengung zerspringen könne. Denken Sie sich, wie amüsant das für einen Soldaten ist! Sie begreifen, daß von dem Augenblicke, da ich über meine

Lage aufgeklärt wurde, entschlossen war, mich mit dem größtmöglichen Eclat umbringen lassen wolle. Ich habe mich unverzüglich ans Werk gemacht. Ein Anderer, der mehr Glück hätte, wäre schon hundert Mal am Ziele; aber ich, ja wohl, ich bin verzaubert: weder Kanonen- noch Flintenkugeln wollen etwas von mir; man könnte glauben, die Säbel fürchteten, sich an meiner Brust schartig zu machen. Ich versäume indeß keine Gelegenheit; Sie haben sich nach dem, was an der Table d'Hôte geschehen, davon überzeugt. Nun, wir werden uns schlagen, nicht wahr? Ich werde mich wie ein Narr ausliefern, meinem Gegner alle Vortheile bieten, das wird Alles nichts thun; er wird auf fünfzehn, auf zehn, auf fünf Schritte, ja dicht vor meiner Nase schießen und er wird mich verfehlen, oder sein Pistol wird versagen; und all das, die herrliche Aussicht, ich bitte Sie, damit ich eines schönen Tages, wenn ich es am wenigsten erwarte, beim Stiefelanziehen berste! Doch stille, da kömmt mein Gegner."

In der That sah man auf demselben Wege, den Roland und Sir John durch das unebene Terrain und die rauhen Felsen eingeschlagen, die obere Hälfte von drei Personen erscheinen, welche immer größer wurden, je näher sie kamen.

Roland zählte sie.

„Drei. Warum drei," sagte er, „während wir nur zu zweien sind?"

„Ah! ich hatte vergessen," sagte der Engländer: „Herr von Barjols verlangte ebensosehr in Ihrem, als in seinem Interesse einen ihm befreundeten Chirurgen mitbringen zu dürfen."

„Wozu?" fragte Roland in beinahe bruskem Tone, indem er die Brauen zusammenzog.

„Wenn einer von Ihnen verwundet würde; ein Aderlaß kann unter gewissen Umständen das Leben eines Menschen retten."

„Sir John!" machte Roland mit beinahe wildem Ausdruck, „ich begreife all diese zarten Rücksichten bei einem Duelle nicht. Wenn man sich schlägt, so geschieht es, um sich umzubringen. Wenn man sich vorher alle Artigkeiten erzeigt, wie es unsere Ahnen und die Ihrigen in Fontenay thaten, gut; sind jedoch die Degen aus der Scheide oder die Pistole geladen, so muß das Leben des Einen die Mühe lohnen, die man sich gemacht, und die Schläge des Herzens, die man verloren. Ich verlange von Ihnen auf Ehrenwort, Sir John, daß der Chirurg keine Hand an mich legt, ich mag verwundet oder gefallen, lebendig oder todt sein."

„Aber Herr Roland . . ."

„Entweder, oder. Ihr Wort, Mylord, oder, der Teufel soll mich holen, ich schlage mich nicht."

Der Engländer sah den jungen Mann erstaunt an. Sein Gesicht war leichenblaß geworden, seine Glieder erfaßte ein Schauer, der dem Schrecken ähnlich sah.

Ohne diesen unerklärlichen Eindruck zu verstehen, gab Sir John sein Wort.

„So ist's recht," machte Roland; „sehen Sie, das ist noch eine von den Wirkungen dieser fatalen Krankheit, daß mir augenblicklich schlecht wird, wenn ich an ein wundärztliches Besteck denke, ein Schnittmesser

oder eine Lancette sehe. Ich bin gewiß sehr blaß geworden?"

„Ich glaubte einen Augenblick, Sie würden in Ohnmacht fallen."

Roland lachte laut auf.

„Ach, das wäre eine hübsche Geschichte gewesen," sagte er, „wenn unsere Gegner gekommen und Sie damit beschäftigt gefunden, mich wie eine Frau, welche in Ohnmacht liegt, flüchtige Salze einathmen zu lassen."

Die drei Neuankommenden waren indeß näher getreten und konnten hören, was man sprach, so daß Sir John nicht mehr Zeit hatte, Roland zu antworten.

Sie grüßten, als sie herankamen. Roland beantwortete mit einem Lächeln auf den Lippen, das seine schönen Zähne sehen ließ, den Gruß.

Sir John näherte sich seinem Ohre.

„Sie sind noch ein wenig blaß," sagte er; „machen Sie einen Gang nach der Quelle; ich werde Sie holen, wenn es Zeit ist."

„Ah, das ist eine hübsche Idee," sagte Roland; „ich hatte mich immer gesehnt, diese berühmte Quelle von Vaucluse, die Hippocrene der Petrarca zu sehen. Sie kennen doch sein Sonnet:

Chiare, fresche e dolci acque
Ove le belle membra
Pose colei, che sola a me perdona*).

---

*) Theure, frische und süße Wasser
Wo sie die schönen Glieder
Niederlegt, die allein mir verzeiht.

„Und wenn diese Gelegenheit versäumt ist, würd ich vielleicht keine zweite finden, wo liegt sie, Ihr Quelle?"

„Sie sind nur dreißig Schritte davon entfernt folgen Sie dem Weg, Sie werden sie finden, wo dieser eine andere Richtung nimmt, am Fuße des ungeheuren Felsen, dessen Gipfel Sie sehen."

Und mit einem freundlichen Gruße seiner Hand entfernte er sich in der Richtung der Quelle, indem er zwischen den Zähnen die reizende Villanelle du Bellay's sang:

Rosette, pour peu d'abscence,
Votre coeur vous avez changé;
Et moi, voyant votre inconstance,
Le mien d'autre part j'ai rangé.
Jamais plus beauté si légère,
Sur mon coeur de pouvoir n'aura;
Nous verrons, volage bergère,
Qui de nous s'en repentira*).

Sir John wandte sich um, als er die hellen Klänge dieser frischen und zarten Stimme vernahm,

---

*) Mein Röschen schön, kaum war ich fort,
Hat sich Dein Herz von mir gewandt,
Und einer Andern schwur ich zu
Da ich Dich, Liebchen, untreu fand.
Nein, nimmer soll beherrschen mehr
Solch' treulos Weib mein armes Herz,
Laß sehen, flücht'ge Schäferin,
Wer früher fühlt der Reue Schmerz.

die in ihren höheren Tönen etwas von einer Frauenstimme hatte; sein geordneter und kalter Geist verstand nur so viel von dieser unruhigen und nervösen Natur, daß er einsah, er habe es mit einer der seltsamsten Organisationen zu thun, die man finden konnte.

Die beiden jungen Leute erwarteten ihn; der Chirurg hielt sich etwas abseit.

Sir John trug seine Pistolenkapsel in der Hand und stellte sie auf einen Felsen, der die Gestalt eines Tisches hatte, zog aus seiner Tasche einen kleinen Schlüssel, der eher von einem Goldschmiede, als von einem Schlosser gemacht schien und öffnete die Kapsel.

Die Waffen waren prachtvoll, obgleich von großer Einfachheit; sie kamen aus den Werkstätten Mentons, des Großvaters von demjenigen, welcher noch heute einer der ersten Büchsenmacher von London ist. Er gab sie dem Secundanten des Herrn von Barjols zum Untersuchen; dieser ließ die Schlösser spielen und drückte die Krappe zurück, um zu sehen, ob sie doppelte Drücker haben.

Sie hatten einfache Drücker.

Herr von Barjols warf einen flüchtigen Blick darauf, berührte sie jedoch nicht.

„Unser Gegner kennt Ihre Waffen nicht?" fragte Herr von Valensolle.

„Er hat sie nicht mal gesehen," antwortete Sir John, „ich gebe Ihnen mein Ehrenwort."

„O!" machte Herr von Valensolle, „eine einfache Verneinung genügte."

Man regelte zum zweiten Male, damit kein Mißverständniß vorkomme, die Kampfbedingungen, welche

wir bereits erwähnt; nachdem dies geschehen, lud man, um so wenig als möglich Zeit mit unnützen Vorbereitungen zu verlieren, die Pistole, legte sie geladen in die Kapsel, vertraute dieselbe dem Chirurgen an und Sir John ging, nachdem er den Schlüssel der Kapsel in seine Tasche gesteckt, Roland zu suchen fort.

Er fand ihn mit einem jungen Hirten im Gespräch, der drei Ziegen an den jähen und felsigen Seiten des Berges waidete; während er mit diesem plauderte, warf er Kiesel in das Bassin. Sir John öffnete den Mund, um Roland zu sagen, daß Alles bereit sei; er ließ jedoch dem Engländer keine Zeit und rief:

„Sie wissen nicht, was mir dieses Kind erzählt, Mylord? Eine wahre Rheinsage. Er behauptet, dieses Becken, dessen Grund man nicht kenne, dehne sich mehr denn zwei bis drei Meilen unter dem Berge aus und sei der Aufenthaltsort einer Fee, halb Schlange, halb Frau, welche in ruhigen und reinen Sommernächten an die Oberfläche des Wassers heraufschwimme, die Hirten der Berge rufe, indem sie ihnen wohlverstanden nichts zeige, als ihren Kopf mit langen Haaren, ihre nackten Schultern und schönen Arme; aber die Schwachen ließen sich von der Erscheinung der Frau verführen: sie nähern sich, machen ihr ein Zeichen, daß sie näher komme, während die Fee ihrerseits ein Zeichen mache, daß sie zu ihr kommen sollten. Die Unklugen kämen, ohne es zu wissen, näher, da sie ihre Füße nicht beachteten; plötzlich fühlten sie keinen Boden mehr, die Fee strecke ihre Arme aus, tauche mit ihnen in die feuchten Paläste

und erscheine andern Tages allein wieder. Wer, zum Teufel, kann diesem einfältigen Hirten dieselbe Geschichte erzählt haben, welche Virgil in so schönen Versen dem Augustus und Mäzenas mittheilte?"

Er starrte einen Augenblick sinnend in das azurblaue und tiefe Wasser; dann sich nach Sir John umwendend fuhr er fort:

„Man sagt, daß nie ein Schwimmer, er mochte noch so kräftig sein, aus diesem Schlund wieder aufgetaucht; wenn ich mich darin untertauchte, wär's vielleicht ein sichereres Mittel, als die Kugel des Herrn von Barjols. Im Ganzen bleibt das immerhin noch als letztes Auskunftsmittel; wir wollen indeß die Kugel versuchen. Auf, Mylord, auf!"

Und den Arm des über diese Beweglichkeit des Geistes erstaunten Engländers ergreifend, führte er ihn zu den Wartenden zurück.

Diese hatten indeß einen passenden Ort gesucht und einen solchen auch gefunden.

Es war ein kleines Plateau, das sich gewissermaßen an die schroffe Rampe des Berges anlehnte, welche der untergehenden Sonne ausgesetzt war und als eine Art Schloßruine den vom Nordwestwind überraschten Hirten als Zufluchtsort diente.

Eine ebene Fläche von fünfzig Schritt Länge und zwanzig Schritt Breite, welche ehedem die Plattform des Schlosses gebildet hatte, sollte der Schauplatz des Dramas werden, das seiner Entwicklung entgegenging.

„Da sind wir, meine Herren," sagte Sir John.

„Wir sind bereit, meine Herren," antwortete Herr von Valensolle.

„Die Gegner mögen genau auf die Bedingungen des Kampfes achten," sagte Sir John.

Dann wandte er sich an Herrn von Valensolle und fügte hinzu:

„Sagen Sie sie noch einmal: Sie sind Franzose und ich Ausländer; Sie werden sie deutlicher auseinandersetzen als ich."

„Sie gehören zu den Ausländern, Mylord, die armen Provencalen wie wir die Sprache lehren könnten; da Sie jedoch die Artigkeit haben, mir das Wort abzutreten, so werde ich Ihrer Aufforderung Folge leisten."

Und er grüßte Sir John, der den Gruß erwiederte.

„Meine Herren," fuhr der Gentilhomme fort, der Herrn von Barjols als Sekundant diente; „es ist ausgemacht, daß man Sie vierzig Schritt von einander aufstellen wird, daß Sie dann auf einander zugehen, daß jeder nach Belieben schießt und verwundet oder nicht, die Erlaubniß hat, noch weiter zu gehen, nachdem sein Gegner Feuer gegeben."

Die beiden Duellanten verbeugten sich zum Zeichen der Beistimmung und beinahe zu gleicher Zeit riefen sie wie aus einer Kehle:

„Die Waffen!"

Sir John zog den kleinen Schlüssel aus seiner Tasche und öffnete die Kapsel.

Dann näherte er sich Herrn von Barjols und übergab sie ihm offen.

Dieser wollte die Wahl der Waffen seinem Gegner überlassen; aber mit einem Zeichen der Hand

schlug es Roland aus, indem er mit weicher, beinahe weiblicher Stimme sagte:

„Nach Ihnen, Herr von Barjols; ich höre, daß Sie, obgleich der Beleidigte, auf alle Ihre Vorrechte verzichteten; es ist gewiß das geringste, wenn es überhaupt eines ist, daß ich Ihnen dieses lasse.“

Herr von Barjols bestand nicht länger darauf und nahm eines der Pistole, wie sie der Zufall bot.

Sir John bot die andere Roland dar, welcher sie nahm und ohne weiter den Mechanismus einer Aufmerksamkeit zu würdigen, sie am Ende seines Armes herabhängen ließ.

Während dieser Zeit maß Herr von Valensolle die vierzig Schritte ab, nachdem er einen Stock am Ausgangspunct befestigt hatte.

„Wollen Sie nach mir messen, mein Herr?“ fragte er Sir John.

„Unnöthig, mein Herr,“ antwortete dieser, „wir verlassen uns in dieser Hinsicht ganz auf Sie.“

Herr von Valensolle steckte am vierzigsten Schritt einen zweiten Stock in die Erde.

„Meine Herren,“ sagte er, „wenn's gefällig.“

Der Gegner Rolands war bereits auf seinem Posten; er hatte den Hut und Rock abgelegt.

Der Chirurg und die beiden Zeugen standen abseits.

Der Ort war so gut gewählt, daß keiner von Beiden gegen den Andern durch das Terrain oder die Sonne im Nachtheil war.

Roland warf Frack und Hut neben sich auf die Erde und stellte sich vierzig Schritte von Herrn von Barjols auf, so daß er ihm das Gesicht bot.

Beide, der Eine zur Rechten, der Andere zur Linken, sandten einen Blick zum hellen Horizonte auf.

Der Anblick stand im Einklang mit der furchtbaren Feierlichkeit der Scene, welche nun begann.

Nichts war zu sehen zur Rechten von Roland, nichts zur Linken von Herrn von Barjols: nur der Berg, der sich wie ein riesenhaftes Dach schroff und jäh absenkte.

Aber auf der entgegengesetzten Seite, das heißt zur Linken Rolands und zur Rechten des Herrn von Barjols hatte Alles ein anderes Aussehen.

Der Horizont war endlos.

Auf der ersten Fläche, einem röthlichen Boden, gewahrte man überall Felsspitzen, die aus der Erde hervorragten, und das Ganze wie einen Leichenhof von Titanen erscheinen ließen, deren Gebeine aus dem Boden hervorstanden.

Die zweite Fläche, die sich kräftig von der untergehenden Sonne abhob, bot den Anblick von Avignon mit seinem Mauergürtel und seinem riesigen Palaste, der wie ein sitzender Löwe die keuchende Stadt unter seiner Kralle festzuhalten scheint.

Jenseit von Avignon kündigte eine leuchtende Linie wie ein Strom geschmolzenen Goldes die Rhone an.

Endlich erhob sich auf der andern Seite der Rhone wie eine dunkelblaue Linie die Hügelkette, welche Avignon von Nimes und Uzes trennt.

Im Hintergrunde, ganz im Hintergrunde tauchte die Sonne, welche einer dieser Männer wahrscheinlich zum letzten Male sah, langsam und majestätisch in einen Ocean von Gold und Purpur.

Im Uebrigen bildeten diese beiden Männer einen seltsamen Contrast.

Der Eine mit seinen schwarzen Haaren, seinem sonnverbrannten Teint, seinen schlanken Gliedern, seinem düstern Auge war der Typus jener südlichen Race, welche die Griechen, die Römer, die Araber und die Spanier zu ihren Vorfahren zählt.

Der Andere mit dem rosigen Teint, den blonden Haaren, den großen azurblauen Augen, und den niedlichen Händen, wie sie sonst die Frauen haben, war der Typus jener Race des gemäßigten Himmelsstrichs, der die Gallier, die Germanen und die Normannen unter seine Ahnen zählt.

Wenn man die Situation steigern wollte, so konnte man leicht dazu kommen, zu glauben, daß dies mehr als ein einzelner Kampf zwischen zwei Menschen sei.

Man konnte glauben, es sei das Duell eines Volkes gegen ein anderes, eines Stammes gegen einen andern, des Südens gegen den Norden.

Waren es diese Gedanken, denen wir so eben Wort geliehen, welche den Geist Rolands beschäftigten und ihn in eine melancholische Träumerei versenkten?

Das ist nicht wahrscheinlich.

Thatsache ist, daß er einen Augenblick Secundanten, Duell und Gegner vergaß, so war er in die Betrachtung des glänzenden Schauspieles versunken.

Die Stimme des Herrn von Barjols zog ihn aus dieser Geistesabwesenheit.

„Wenn Sie bereit sind, mein Herr, ich bin es."

Roland zitterte.

„Verzeihung, mein Herr, daß ich Sie warten

ließ," sagte er; „aber Sie brauchen keine schlim Meinung von mir zu fassen, ich bin sehr zerstreu hier bin ich, mein Herr."

Und mit einem Lächeln auf den Lippen, währe die Haare im Abendwinde flatterten, ohne bleich werden, wie er es bei einer einfachen Promena geworden, während sein Gegner alle in einem solch Falle üblichen Vorsichtsmaßregeln traf, ging Rola geradezu auf Herrn von Barjols zu.

Die Physiognomie Sir Johns verrieth, trotz ihr gewöhnlichen Theilnahmlosigkeit, eine tiefe Angst.

Die Entfernung verminderte sich rasch zwisch den beiden Gegnern.

Herr von Barjols blieb zuerst stehen, zielte un gab Feuer in dem Augenblicke, als Roland n noch zehn Schritte von ihm entfernt war.

Die Kugel seines Pistols nahm eine Haarlo Rolands weg, berührte ihn selbst jedoch nicht.

Der junge Mann wandte sich nach seinem S cundanten um.

„Nun!" fragte er, „was habe ich Ihnen gesagt?

„Schießen Sie, mein Herr, schießen Sie doch! sagten die Secundanten.

Herr von Barjols blieb stumm und unbewegli an dem Platze stehen, wo er Feuer gegeben.

„Verzeihung, meine Herren," antwortete Rolan „aber Sie werden mir hoffentlich erlauben, Richte des Augenblicks zu sein und zu entscheiden, wie i antworten will. Nachdem ich das Feuer des Herr von Barjols ausgehalten, habe ich ihm einige Wort zu sagen, die ich ihm nicht früher sagen konnte."

Indem er sich damit an den jungen blassen, aber ruhigen Aristokraten wandte, sagte er:

„Mein Herr, vielleicht war ich etwas lebhaft in unserer Discussion von diesem Morgen.“

Und er wartete.

„Es ist an Ihnen, zu schießen, mein Herr,“ antwortete Herr von Barjols.

„Aber,“ fuhr Roland fort, als wenn er nicht gehört, „Sie werden die Ursache dieser Lebhaftigkeit begreifen und vielleicht entschuldigen. Ich bin Militär und Adjutant des Generals Bonaparte.“

„Schießen Sie, mein Herr,“ wiederholte der junge Edelmann.

„Sagen Sie ein einziges Wort des Widerrufs, mein Herr,“ versetzte der junge Offizier; „sagen Sie, der Ruf der Ehrenhaftigkeit und der Gewissenhaftigkeit des Generals Bonaparte sei der Art, daß ein schlechtes italienisches Sprüchwort, das von Besiegten in übler Stimmung gemacht worden, ihn nicht berühren könne; sagen Sie das und ich werfe diese Waffe weit von mir und drücke Ihnen die Hand; denn ich erkenne, mein Herr, Sie sind ein Tapferer.“

„Ich werde diesem Ruf der Ehrenhaftigkeit und Gewissenhaftigkeit des Generals Bonaparte nicht früher meine Anerkennung zollen, als bis Ihr Obergeneral den Einfluß, den ihm sein Genie auf die französischen Angelegenheiten gegeben, dazu angewandt, zu thun, was Monk that, das heißt, den Thron seinem rechtmäßigen König zurückzugeben.“

„Ah!“ machte Roland mit einem Lächeln, „das heißt zu viel von einem republikanischen General verlangen.“

„Dann bleibe ich bei dem, was ich gesagt," ant-
wortete der junge Edelmann; „schießen Sie, mein
Herr, schießen Sie."

Da Roland jedoch sich nicht beeilte, dieser Auf-
forderung Folge zu leisten, so rief er nochmals und
stampfte dabei auf die Erde.

„Aber, Himmel und Erde! schießen Sie doch!"

Roland machte auf diese Worte eine Bewegung,
welche merken ließ, daß er in die Luft schießen wollte.

Aber mit einer Lebhaftigkeit des Wortes und
der Geberde, die ihn seinen Entschluß ausführen
ließ, rief Herr von Barjols:

„O, schießen Sie nicht in die Luft, oder ich ver-
lange, daß man wieder von vorne anfängt und daß
Sie den ersten Schuß haben."

„Bei meiner Ehre!" rief Roland, welcher blaß
wurde, als wenn ihn all sein Blut verließe, „zum
ersten Male thue ich so viel für einen Menschen, wer
er auch sei. Gehen Sie zum Teufel! und da Sie
das Leben nicht wollen, so wollen Sie den Tod."

Und im selben Augenblick, ohne zu zielen, senkte
er seine Waffe und gab Feuer.

Alfred von Barjols legte die Hand an seine
Brust, wankte vor und zurück, drehte sich im Kreise
und fiel mit dem Gesicht auf die Erde.

Die Kugel Rolands hatte ihm das Herz durch-
bohrt.

Als Sir John Herrn von Barjols fallen sah,
ging er auf Roland zu und zog ihn an den Ort,
wo er seinen Hut und Rock hingeworfen.

„Es ist das dritte Mal," murmelte Roland, mit

einem Seufzer; „aber Sie sind wenigstens mein Zeuge, daß dieser es selbst gewollt."

Und indem er sein Pistol noch rauchend Sir John zurückgab, zog er seinen Rock wieder an und setzte seinen Hut auf.

Während dieser Zeit hob Herr von Valensolle das der Hand seines Freundes entfallene Pistol auf und übergab es Sir John nebst der Kapsel.

„Nun?" fragte der Engländer, indem er mit den Blicken auf Alfred von Barjols deutete.

„Er ist todt!" antwortete der Secundant.

„Habe ich als Mann von Ehre gehandelt, mein Herr?" fragte Roland, indem er sich mit seinem Taschentuch den Schweiß abtrocknete, der ihm bei Ankündigung des Todes seines Gegners plötzlich über das Gesicht gelaufen.

„Ja, mein Herr," antwortete Herr von Valensolle, „nur lassen Sie mich Ihnen sagen: Sie haben eine unglückliche Hand."

Und nachdem er Roland und seinen Secundanten mit ausgesuchter Höflichkeit gegrüßt, kehrte er zu der Leiche seines Freundes zurück.

„Und Sie, Mylord," versetzte Roland, „was sagen Sie?"

„Ich sage," versetzte Sir John, mit einer Art erzwungener Bewunderung, „daß Sie zu den Menschen gehören, welche der göttliche Shakspere von sich selbst sagen läßt.

‚Die Gefahr und ich sind zwei am selben Tag geborene Löwen, aber ich bin der Aeltere.'"

## V.

### Roland.

Die Heimkehr war stumm und traurig; man hätte glauben können, Roland habe, als er die Aussicht des Todes verschwinden sah, alle Heiterkeit verloren.

Die Katastrophe, deren Urheber Roland so eben gewesen, konnte wohl einigen Theil an dieser Schweigsamkeit haben, aber wir wollen es nur gleich sagen, Roland hatte auf dem Schlachtfelde und namentlich in seinem letzten Feldzuge gegen die Araber zu häufig mit seinem Pferde über Leichname hinweggesetzt, die er eben zu solchen gemacht, als daß der Eindruck, den der Tod eines ihm Unbekannten auf ihn hervorbrachte, hätte sehr groß sein können.

Diese Traurigkeit hatte somit einen andern Grund; es mußte dies ganz sicher der sein, den der junge Mann Sir John anvertraut. Es war also nicht der Schmerz über den Tod eines Andern, sondern die Enttäuschung über den eignen Tod.

Als Sir John in das Hotel du Palais-Royal zurückkam, stieg er in sein Zimmer hinauf, um dort seine Pistolen niederzulegen, deren Anblick im Geiste Rolands etwas wie Gewissensbisse erwecken konnte; dann erschien er wieder bei dem jungen Offizier, um ihm die drei Briefe zurückzugeben, die er von ihm empfangen hatte.

Er fand ihn nachdenklich auf seinen Tisch gestützt dasitzend.

Ohne ein Wort zu sprechen, legte der Engländer die drei Briefe vor Roland.

Der junge Mann warf die Blicke auf die Adressen, nahm den, welcher für seine Mutter bestimmt war, entsiegelte ihn und las.

Als er eine Zeitlang gelesen, rollten dicke Thränen über seine Wangen.

John betrachtete mit Erstaunen dieses neue Gesicht, unter dem ihm Roland erschien.

Er hätte bei dieser vielseitigen Natur Alles für möglich gehalten, nur nicht, daß sie Thränen vergieße, die leise aus den Augen quollen.

Dann schüttelte Roland den Kopf und ohne im mindesten auf die Anwesenheit Sir Johns zu achten, murmelte Roland:

„Die arme Mutter! sie hätte wohl sehr geweint, vielleicht ist es so besser: die Mütter sind nicht dazu da, ihre Kinder zu beweinen!"

Und mit einer mechanischen Bewegung zerriß er den an seine Mutter geschriebenen Brief, dann den an seine Schwester und zuletzt den an General Bonaparte.

Darauf verbrannte er sorgfältig alle Stücke.

Nach alle dem läutete er dem Zimmermädchen:

„Bis zu welcher Stunde kann man die Briefe auf die Post geben?" fragte er.

„Bis sechs ein halb," antwortete diese, „Sie haben nur noch einige Minuten."

„Dann warten Sie."

Er nahm eine Feder und schrieb:

„Mein lieber General!

„Ich hatte es Ihnen vorausgesagt, ich bin der Ueberlebende und er ist todt. Sie werden zugeben, daß das das Aussehen einer Wette hat.

„Treu bis in den Tod,

„Ihr Paladin

„Roland."

Dann siegelte er den Brief, schrieb auf die Adresse: An den General Bonaparte, Rue de la Victoire in Paris und übergab ihn dem Zimmermädchen, indem er ihr empfahl, keine Secunde zu verlieren und ihn auf die Post zu tragen.

Erst jetzt schien er Sir John zu bemerken und bot ihm die Hand.

„Sie haben mir so eben einen großen Dienst erwiesen, Mylord, einen jener Dienste, welche zwei Menschen für die Ewigkeit verbinden. Ich bin bereits Ihr Freund, wollen Sie mir die Ehre erzeigen, der meinige zu sein."

Sir John drückte die Hand, welche ihm Roland darbot.

„O," sagte er, „ich danke Ihnen sehr, ich hätte nicht gewagt, Sie um diese Ehre zu bitten; aber da Sie sie mir anbieten, so nehme ich an."

Und nun begann auch das Herz des unempfindlichen Engländers weich zu werden und er trocknete eine Thräne, die an der Spitze seiner Wimpern zitterte.

Mit einem Blick auf Roland sagte er dann:

„Es ist sehr fatal, daß Sie so große Eile haben; ich wäre so glücklich und zufrieden gewesen, wenn

ich noch ein oder zwei Tage hätte mit Ihnen zubringen können."

„Wohin wollten Sie, Mylord, als ich Sie traf?"

„O! ich, nirgends, ich reiste, um die Langeweile loszuwerden. Ich habe das Unglück, mich häufig zu langweilen."

„So gingen Sie eigentlich nirgendhin?"

„Ich ging überall hin."

„Das kömmt auf eines heraus," sagte der junge Offizier lächelnd. „Nun, wollen Sie Etwas thun?"

„O! sehr gerne, wenn es möglich ist."

„Ganz gewiß ist es möglich, es hängt nur von Ihnen ab."

„Sprechen Sie."

„Sie sollten, wenn ich gefallen wäre, mich zu meiner Mutter bringen oder in die Rhone werfen?"

„Ich hätte Sie zu Ihrer Mutter zurückgebracht und nicht in die Rhone geworfen."

„Nun! statt den Todten dahin zu bringen, begleiten Sie den Lebendigen und Sie werden nur um so freundlicher aufgenommen werden."

„O!"

„Wir werden vierzehn Tage in Bourg bleiben, das ist meine Vaterstadt, eine der langweiligsten Städte Frankreichs; da Ihre Landsleute jedoch namentlich durch ihre Originalität glänzen, werden Sie sich vielleicht amüsiren, wo sich die Andern langweilen. Sind Sie Willens?"

„Ich verlange nicht mehr," machte der Engländer, „aber es scheint mir, daß sich das wenig für mich schickt."

„O, wir sind nicht in England, Mylord, wo die

Etikette eine absolute Herrscherin ist. Wir haben weder König, noch Königin mehr und haben auch nicht jenem armen Geschöpf, das man Marie Antoinette nannte, den Kopf abgeschnitten, um Ihre Majestät die Etikette an ihre Stelle zu setzen."

„Ich habe sehr große Lust," sagte Sir John.

„Sie werden sehen, meine Mutter ist eine ausgezeichnete Frau, eine außerordentlich feine Dame. Meine Schwester war sechzehn Jahre, als ich fortging, sie muß jetzt achtzehn sein; sie war hübsch und muß nun schön sein. Außerdem habe ich nur noch einen Bruder, Edouard, einen liebenswürdigen Jungen von zwölf Jahren, der Ihnen Raketen zwischen den Beinen anzündet und das Englische mit Ihnen radebrechen wird; sind diese vierzehn Tage vorüber, so gehen wir mit einander nach Paris."

„Ich komme von Paris," machte der Engländer.

„Warten Sie doch, Sie wollten nach Egypten gehen, um den General Bonaparte zu besuchen; es ist nicht soweit von hier nach Paris, als von hier nach Cairo; ich werde Sie ihm vorstellen: durch mich vorgestellt, seien Sie ruhig, werden Sie freundlich aufgenommen sein. Und dann sprachen Sie eben von Shakspere?"

„O ja, ich spreche immer von ihm."

„Das beweist, daß Sie Schauspiele lieben!"

„Ich liebe sie sehr, das ist wahr."

„Nun gut! Der General Bonaparte ist im Begriff, ein solches nach seiner Art auszuführen, das nicht ohne Interesse sein wird, dafür garantire ich Ihnen."

„So kann ich," sagte Sir John noch immer

zögernd, „ohne indiskret zu sein, Ihr Anerbieten annehmen?“

„Ich glaube wohl, und Sie werden Allen, namentlich mir Freude bereiten.“

„Ich nehme also an.“

„Bravo! Gut denn, wann wollen Sie gehen?“

„Wann es Ihnen beliebt! Mein Wagen war angespannt, als Sie Barjols den unglücklichen Teller an den Kopf warfen; da ich jedoch ohne diesen Teller Ihre Bekanntschaft niemals gemacht hätte, so bin ich zufrieden, daß Sie's gethan: ja, sehr zufrieden.“

„Wollen Sie, daß wir diesen Abend abreisen?“

„Augenblicklich. Ich will dem Postillon sagen, daß er einen seiner Kameraden mit andern Pferden schickt und wenn Postillon und Pferde da sind, gehen wir.“

Roland machte ein Zeichen der Zustimmung.

Sir John ging weg, um seine Befehle zu geben und kam dann wieder, um zu sagen, daß er so eben zwei Cotelettes und ein kaltes Geflügel habe serviren lassen.

Roland nahm das Felleisen und ging hinab.

Der Engländer stellte seine Pistolen wieder in die Wagentruhe.

Beide aßen ein wenig, um die ganze Nacht ohne Aufenthalt fahren zu können, und als es neun Uhr auf der Eglise des Cordeliers schlug, machten sich's beide in dem Wagen bequem und verließen Avignon, wo ihre Durchreise einen neuen Blutflecken hinterließ, — Roland mit der Sorglosigkeit seines Charakters, John Tanlay mit der Gleichgültigkeit seiner Nation.

Eine Viertelstunde später schliefen beide oder vielmehr das Schweigen, das jeder seinerseits beobachtete, konnte glauben machen, daß sie dem Schlafe erlegen.

Wir werden diesen Augenblick der Ruhe benützen, um unsern Lesern einige nothwendige Mittheilungen über Roland und seine Familie zu machen.

Roland war am 1. Juli 1773 geboren, vier Jahre und einige Tage später als Bonaparte, an dessen Seite oder vielmehr in dessen Gefolge er zuerst in diesem Buche aufgetreten.

Er war der Sohn von Charles von Montrevel, Obersten eines Regiments, das lange Zeit auf Martinique lag, wo er sich mit einer Creolin, Namens Clothilde de la Clémencière verheirathete.

Drei Kinder stammten aus dieser Ehe, zwei Knaben und ein Mädchen: Louis, mit dem wir unter dem Namen Roland Bekanntschaft gemacht; Amelie, deren Schönheit dieser gegenüber von Sir John gerühmt, und Edouard.

Im Jahre 1782 nach Frankreich zurückgerufen, hatte Herr von Montrevel die Erlaubniß erhalten, den jungen Louis von Montrevel — wir werden später sehen, wie er seinen Namen gegen den von Roland vertauschte — in die Militärschule von Paris zu schicken.

Hier lernte Bonaparte den Knaben kennen, als er auf den Rapport des Herrn von Keralio für würdig befunden wurde, aus der Schule von Brienne in die Militärschule versetzt zu werden.

Louis war der jüngste der Zöglinge.

Obgleich er erst dreizehn Jahre alt war, machte

er sich doch schon durch seinen unbändigen und streitsüchtigen Charakter bemerkbar, von dem wir ihn siebenzehn Jahre später an der Table d'Hôte von Avignon ein Beispiel geben sahen.

Bonaparte hatte, ebenfalls noch ganz Knabe, die gute Seite dieses Charakters, das heißt, ohne ein Zänker zu sein, war er herrisch, halsstarrig, unbändig; er erkannte in dem Knaben einige der Eigenschaften, die er selbst besaß, und diese Gefühlssympathie machte, daß er ihm seine Fehler vergab und sich an ihn anschloß.

Der Knabe fühlte seinerseits eine Stütze in dem jungen Corsen und hielt sich an ihn.

Eines Tages fand der Knabe seinen großen Freund, — so nannte er Napoleon, — im Augenblicke, als dieser in die Lösung einer mathematischen Aufgabe vertieft war.

Er wußte, welche Wichtigkeit der künftige Artillerieoffizier dieser Wissenschaft beilegte, die ihm bis dahin die größten oder vielmehr die einzigen Erfolge verschafft.

Er blieb neben ihm stehen, ohne zu sprechen, ohne sich zu bewegen.

Der junge Mathematiker ahnte die Anwesenheit des Knaben und vertiefte sich immer mehr in seine mathematischen Deductionen, aus denen er nach Verfluß von zehn Minuten ehrenvoll hervorging.

Dann wandte er sich nach seinem jungen Kameraden mit der innern Genugthuung eines Menschen um, der aus irgend einem Kampfe, sei es mit der Wissenschaft, sei es mit der Materie, hervorgeht.

Der Knabe stand blaß, die Zähne aufeinander

gebissen, die Arme straff und die Hände geballt neben ihm.

„O, o!“ sagte der junge Bonaparte, „was gibt es Neues?“

„Valence, der Neffe des Gouverneurs, hat mir eine Ohrfeige gegeben.“

„Ah!“ sagte Bonaparte lachend, „und Du kommst, mich zu holen, daß ich sie ihm wieder gebe?“

Der Knabe schüttelte den Kopf.

„Nein,“ sagte er, „ich suche Dich auf, weil ich mich schlagen will.“

„Mit Valence?“

„Ja.“

„Aber Valence wird Dich schlagen, mein Junge; er ist viermal so stark als Du.“

„Ich will mich auch nicht mit ihm herumschlagen, wie's die Kinder thun, sondern wie die Männer sich schlagen.“

„O, bah!“

„Das setzt Dich in Erstaunen?“ fragte der Knabe.

„Nein,“ sagte Bonaparte.

„Und worauf willst Du Dich schlagen?“

„Auf Degen.“

„Aber nur die Sergeanten haben Degen und diese werden sie uns nicht leihen.“

„So lassen wir's mit den Degen.“

„Und womit wollt ihr euch schlagen?“

Der Knabe zeigte dem jungen Mathematiker den Zirkel, mit dem dieser gewöhnlich seine Gleichungen machte.

„O! mein Junge,“ sagte Bonaparte, „das ist eine sehr schwere Verwundung, die mit dem Zirkel.“

„Um so besser," versetzte Louis, „ich werde ihn tödten."

„Und wenn er Dich tödtet?"

„Lieber, als seine Ohrfeige hinnehmen."

Bonaparte beharrte nicht länger auf seinen Einwendungen: er liebte den Muth aus Instinct, der seines jungen Kameraden gefiel ihm.

„Nun," sagte er, „so sei es; ich werde Valence zu wissen thun, daß Du Dich mit ihm schlagen willst, aber morgen."

„Weßhalb morgen?"

„Du hast dann die Nacht zum Nachdenken."

„Und von heute bis morgen," versetzte der Knabe, „wird Valence glauben, ich sei ein feiger Mensch!" Dann schüttelte er den Kopf und sagte: „Es ist zu lange bis morgen!" Damit entfernte er sich.

„Wo gehst Du hin?" fragte ihn Bonaparte.

„Ich werde einen Andern fragen, ob er mein Freund sein will."

„So bin ich es also nicht mehr?"

„Du bist es nicht mehr, weil Du mich für feig hältst."

„Gut," sagte der junge Mann aufstehend.

„Du gehst zu ihm?"

„Ja."

„Augenblicklich?"

„Augenblicklich."

„Ah!" rief der Knabe, „ich bitte Dich um Verzeihung, Du bist noch immer mein Freund."

Und damit sprang er ihm weinend an den Hals. Es waren die ersten Thränen, die er seit der erhaltenen Ohrfeige geweint.

Bonaparte suchte Valence auf und erklärte ihm mit ernstem Tone, in welchem Auftrage er komme.

Valence war ein ziemlich großer Junge von siebenzehn Jahren, und hatte bereits, wie es bei gewissen frühreifen Naturen vorkommt, Backen- und Schnurrbart: er sah dadurch wie ein Mensch von zwanzig Jahren aus.

Er war außerdem einen Kopf größer, als der, den er beleidigt hatte.

Valence antwortete, Louis habe ihn auf dieselbe Weise am Zopf gezogen, wie man an einer Glockenschnur ziehe — man trug zu jener Zeit Zöpfe — er habe ihn zweimal gewarnt, es nicht wieder zu thun, aber Louis sei zum dritten Male gekommen, und da er deßhalb in ihm nur einen Gassenbuben gesehen, habe er ihn wie einen Gassenbuben behandelt.

Man brachte Valencens Antwort Louis, der dagegen einwandte, einen Kameraden am Zopf zu ziehen sei nur ein Scherz, während eine Ohrfeige zu geben eine Beleidigung sei.

Die Halsstarrigkeit verlieh dem Knaben von dreizehn Jahren die Logik eines Mannes von dreißig.

Der moderne Popilius kehrte zurück, um Valence den Krieg zu erklären.

Der junge Mann war in großer Verlegenheit: er konnte, ohne sich lächerlich zu machen, sich nicht mit einem Knaben schlagen: schlug er sich und verwundete ihn, so war das häßlich; wurde er selbst verwundet, so konnte er sich sein ganzes Leben nicht mehr darüber trösten.

Die Hartnäckigkeit Louis', der nicht davon abstand, machte die Sache sehr ernst.

Man versammelte den Rath der Großen, wie dies in wichtigen Dingen immer geschah.

Der Rath der Großen entschied, daß einer der Ihren sich nicht mit einem Knaben schlagen könne; daß jedoch, weil dieser Knabe sich durchaus als einen jungen Mann betrachte, so solle ihm Valence vor allen seinen Kameraden sagen, daß es ihm leid thue, daß er sich dazu habe hinreißen lassen, ihn wie einen Knaben zu behandeln, und daß er ihn von nun ab als einen jungen Mann betrachten wolle.

Man schickte nach Louis, der in dem Zimmer seines Freundes wartete; man führte ihn in den Kreis, welchen die jungen Zöglinge im Hofe bildeten.

Dort erklärte Valence, dem seine Kameraden eine Art von Gespräch dictirt hatten, das lange zwischen ihnen berathen worden, um die Ehre der Großen gegenüber den Kleinen zu wahren, — Valence erklärte Louis, daß ihm sehr leid thue, was geschehen sei, daß er ihn nach seinem Alter behandelt, und nicht nach seinem Verstande und seinem Muthe, indem er ihn zugleich bat, sein Ungestüm entschuldigen und ihm die Hand reichen zu wollen, zum Zeichen, daß Alles vergeben sei.

Aber Louis schüttelte den Kopf.

„Ich hörte eines Tages zu meinem Vater sagen, welcher Oberst ist," versetzte er, „daß der, welcher eine Ohrfeige erhielte und sich nicht schlage, ein Feigling sei. Sobald ich meinen Vater sehe, werde ich ihn fragen, ob der, welcher die Ohrfeige gibt und

Ausflüchte macht, um sich nicht zu schlagen, nicht noch feiger ist, als der, welcher sie erhalten."

Die jungen Leute sahen sich an; aber die allgemeine Ansicht war gegen ein Duell, das einem Meuchelmorde ähnlich gesehen, und die jungen Leute versicherten einstimmig, Bonaparte eingeschlossen, dem Knaben, daß er sich bei dem beruhigen könne, was Valence gesagt, da das, was Valence gesagt, das Resumé der allgemeinen Ansicht sei.

Louis ging blaß vor Zorn weg und schmollte mit seinem großen Freunde, der, wie er mit unverrücktem Ernste sagte, die Interessen seiner Ehre vernachläßigt habe.

Am andern Tage schlich Louis während der mathematischen Stunde der Größern in den Schulsaal, und während Valence einen Beweis an der schwarzen Tafel machte, näherte er sich ihm, ohne daß Jemand es bemerkte, stieg auf ein Stühlchen, um zu seinem Gesichte emporzureichen und gab ihm die Ohrfeige wieder, die er am Tage vorher erhalten.

„So," sagte er, „jetzt sind wir quitt und ich habe Deine Entschuldigungen noch obendrein, denn ich werde Dir keine machen, Du kannst ganz ruhig sein."

Der Scandal war groß; die Geschichte war in Gegenwart des Professors geschehen, der sich gezwungen sah, dem Gouverneur der Schule, Marquis Timburce Valence, die Anzeige zu machen.

Dieser, welcher nicht wußte, was der Ohrfeige vorangegangen war, die sein Neffe erhalten, ließ den Delinquenten vor sich kommen und kündigte ihm nach einer furchtbaren Strafpredigt an, daß er nicht mehr in der Militärschule bleiben könne, und sich

bereit zu halten habe, noch am selben Tage nach Bourg zu seiner Mutter zurückzukehren.

Louis antwortete, in zehn Minuten sei sein Pack gemacht und in einer Viertelstunde werde er die Schule verlassen haben.

Von der Ohrfeige, die er selbst erhalten, sagte er kein Wort.

Die Antwort erschien dem Marquis Timburce Valence mehr als respectwidrig; er hatte gute Lust, den Unverschämten auf acht Tage ins Carcer zu schicken, aber er konnte ihn nicht zu gleicher Zeit ins Carcer schicken und vor die Thüre setzen.

Man gab dem Knaben einen Aufseher, der ihn erst verlassen durfte, wenn er ihn in den Wagen von Macon gesetzt. Frau von Montrevel sollte davon unterrichtet werden, um ihren Sohn beim Aussteigen aus dem Wagen zu empfangen.

Bonaparte begegnete den jungen Mann, begleitet von seinem Aufseher, und bat ihn um eine Erklärung dieser Art von Connetabelngerichtswache, welche seiner Person beigegeben sei.

„Ich würde Ihnen das erzählen, wenn Sie noch mein Freund wären,“ antwortete der Knabe; „aber Sie sind es nicht; warum kümmern Sie sich um das, was mir Gutes oder Schlimmes begegnet?“

Bonaparte machte dem Aufseher ein Zeichen, welcher, während Louis sein kleines Bündel schnürte, mit ihm an der Thüre sprach.

Er erfuhr nun, daß der Knabe aus der Schule gejagt sei.

Diese Maßregel war sehr streng: sie brachte eine

ganze Familie in Verzweiflung und vernichtete viel leicht die Zukunft seines jungen Kameraden.

Mit der raschen Entschlossenheit, die eine der charakteristischen Eigenschaften seines Vaters war, entschied er sich sogleich dafür, den Gouverneur um eine Audienz zu bitten, indem er dem Aufseher empfahl, die Abreise Louis' nicht zu beschleunigen.

Bonaparte war ein ausgezeichneter Schüler, sehr beliebt in der Schule, und sehr geachtet bei Marquis Timburce Valence; sein Verlangen wurde ihm deßhalb augenblicklich bewilligt.

Bei dem Gouverneur eingeführt, erzählte er ihm Alles, und ohne Valence im mindesten mit Schuld zu belasten, suchte er Louis' Unschuld zu erweisen.

„Ist das wahr, was Sie mir da erzählen?" fragte der Gouverneur.

„Fragen Sie Ihren Neffen selbst, ich beziehe mich auf das, was er Ihnen sagen wird."

Man schickte nach Valence. Er hatte die Ausstoßung Louis' erfahren und kam von selbst, seinem Onkel zu erzählen, was vorgefallen.

Seine Erzählung stimmte vollständig mit der von Bonaparte überein.

„Gut," sagte der Gouverneur, „Louis wird nicht gehen, sondern Du; Du bist im Alter, die Schule zu verlassen."

Dann läutete er und sagte zu der Ordonnanz:

„Man gebe mir die Tabelle der vacanten Unterlieutenantsstellen."

Am selben Tage wurde dringend um eine Unterlieutenantsstelle für den jungen Valence bei dem Minister gebeten.

Am selben Abend ging Valence zu seinem Regimente ab.

Er ging, um Louis Lebewohl zu sagen, zu ihm, umarmte ihn, halb freiwillig, halb gezwungen, während Bonaparte seine Hand hielt.

Der Knabe ließ sich nur wider seinen Willen umarmen.

„Es mag für jetzt gut sein," sagte er; „aber wenn wir uns jemals wieder begegnen und wir haben beide den Degen an der Seite . . ."

Eine drohende Geberde vollendete die Phrase.

Valence schied.

Am 10. October 1785 erhielt Bonaparte selbst sein Patent als Unterlieutenant: es war eines der achtundfünfzig Patente, welche Ludwig XVI. für die Militärschule unterzeichnet hatte.

Eilf Jahre später, am 15. November 1796 riß Bonaparte, als Obergeneral der italienischen Armee, an dem Kopf der Brücke von Arcole, welche zwei Regimenter Croaten und zwei Kanonen vertheidigten, als er sah, wie das Kanonen- und Gewehrfeuer seine Reihen decimirte, und den Sieg aus seinen Händen sich winden fühlte, erschrocken über das Zaudern selbst der Tapfersten, aus den zusammengepreßten Fingern eines Todten eine dreifarbige Fahne und stürzte sich mit dem Rufe auf die Brücke: „Soldaten, seid ihr nicht mehr die Männer von Lodi?" als er bemerkte, daß ein junger Lieutenant ihm voraneilte und ihn mit seinem Körper deckte.

Das war es nicht, was Bonaparte wollte, er wollte der Erste sein, der hinüberging: er wäre, wenn es möglich gewesen, allein hinübergegangen.

Er ergriff den jungen Mann an dem Frackflügel und zog ihn zurück.

„Citoyen," sagte er, „Du bist nur Lieutenant, ich bin Obergeneral; mir gebührt der erste Schritt."

„Gewiß mit Recht," antwortete dieser.

Und er folgte nun Bonaparte, statt ihm voranzuschreiten.

Als Bonaparte am Abend erfuhr, daß zwei Divisionen Oesterreicher vollständig aufgerieben seien, als er die zwei Tausend Gefangene sah, die er gemacht und die eroberten Fahnen und Kanonen zählte, erinnerte er sich des jungen Lieutenants, den er vor sich gefunden in einem Augenblicke, wo er nichts als den Tod vor sich zu haben glaubte.

„Berthier," sagte er, „gib meinem Adjutanten Valence Ordre, den jungen Grenadierlieutenant zu suchen, mit dem ich diesen Morgen auf der Brücke von Arcole eine Geschichte hatte."

„General," antwortete Berthier stotternd, „Valence ist verwundet."

„Ich habe ihn allerdings heute nicht zu sehen bekommen. Verwundet, wo? wie? auf dem Schlachtfelde?"

„Nein, General; er bekam gestern einen Streit und erhielt einen Degenstoß durch die Brust."

Bonaparte zog die Brauen zusammen.

„Man weiß doch in meiner Umgebung, daß ich die Duelle nicht leiden mag; das Blut eines Soldaten gehört nicht ihm: es gehört Frankreich. So gib Muiron den Befehl."

„Er ist todt."

„In diesem Falle Elliot."

„Ebenfalls todt.“

Bonaparte zog ein Taschentuch hervor und fuhr damit über die in Schweiß gebadete Stirne.

„Wem Du dann willst; aber ich muß ihn haben.“

Er wagte Niemand mehr zu nennen, aus Furcht, noch einmal das fatale Wort zu hören:

„Er ist todt.“

Eine Viertelstunde später wurde der junge Lieutenant in das Zelt eingeführt.

Die Lampe warf nur ein schwaches Licht.

„Treten Sie näher, Lieutenant,“ sagte Bonaparte.

Der junge Mann machte drei Schritte in die Mitte des Lichtkreises.

„Sie sind es also,“ fuhr Bonaparte fort, „der diesen Morgen mir vorangehen wollte?“

„Es war eine Wette, die ich eingegangen, General,“ antwortete heiter der junge Lieutenant, dessen Stimme den Obergeneral zittern machte.

„Und Sie verloren durch mich?“

„Vielleicht ja, vielleicht nein.“

„Und wie lautete die Wette?“

„Daß ich noch heute zum Capitän ernannt würde.“

„Sie haben gewonnen.“

„Danke, General.“

Und der junge Mann stürzte auf Bonaparte zu, wie um ihm die Hand zu drücken; aber beinahe eben so bald machte er eine Bewegung nach rückwärts.

Das Licht hatte sein Gesicht eine Secunde beleuchtet: diese Secunde genügte dem Obergeneral,

um das Gesicht ins Auge zu fassen, wie ihm seine Stimme früher aufgefallen war.

Weder das Eine, noch die Andere war ihm unbekannt.

Er suchte einen Augenblick in seinem Gedächtniß; da ihm dies jedoch den Dienst versagte, sagte er:

„Ich kenne Sie."

„Das ist möglich, General."

„Es ist sogar gewiß; nur kann ich mich Ihres Namens nicht mehr entsinnen."

„Sie haben sich auf eine Weise gestellt, General, daß man den Ihren nicht vergißt."

„Wer sind Sie?"

„Fragen Sie Valence, General."

Bonaparte stieß einen Freudenschrei aus.

„Louis von Montrevel," sagte er die Arme öffnend.

Diesmal machte der Lieutenant keine Schwierigkeit, sich hineinzustürzen.

„Gut," sagte Bonaparte, „Du wirst acht Tage den Dienst Deines neuen Grades verrichten, damit man sich daran gewöhnt, Dich mit den Capitäns-Epauletten auf den Schultern zu sehen; dann wirst Du meinen armen Muiron als Adjutanten ersetzen. Geh."

„Noch einmal," sagte der junge Mann, indem er die Geberde eines Mannes machte, der die Arme öffnet.

„Ach, ja, meiner Treu!" rief Bonaparte freudig.

Und indem er ihn an sich gepreßt hielt, nachdem er ihn wieder umarmt, fragte er:

„So bist Du es also, der Valence einen Degenstich versetzte?"

„Allerdings, General," antwortete der junge Capitän und künftige Adjutant, „Sie waren dabei, als ich es ihm versprach; ein Soldat hat nur sein Wort."

Acht Tage später that der Capitän Montrevel den Dienst eines Ordonnanzoffiziers bei dem Obergeneral, der seinen Vornamen Louis, welcher zu jener Zeit einen schlimmen Klang hatte, in den Pseudonym Roland umgewandelt.

Und der junge Mann hatte sich darüber getröstet, daß er nicht mehr von dem heiligen Ludwig abstammte, indem er ein Neffe Carls des Großen geworden.

Roland — Niemand hätte sich erlaubt, den Capitän Montrevel von dem Augenblicke an noch Louis zu nennen, in welchem Bonaparte ihn Roland getauft, — Roland machte mit dem Obergeneral den Feldzug in Italien mit und kam nach dem Frieden von Campo Formio mit ihm nach Paris.

Als die Expedition nach Egypten entschieden war, wurde Roland, den der Tod des Brigadegenerals von Montrevel, welcher am Rhein gefallen war, während sein Sohn an der Etsch und am Mincio kämpfte, zu seiner Mutter zurückgerufen, von dem General en chef als einer der Ersten bezeichnet, welcher an dem unnützen, aber poetischen Kreuzzug, den er unternahm, theilnehmen sollte.

Er ließ seine Mutter, seine Schwester Amelie und seinen jüngern Bruder Edouard in Bourg zurück, dem Geburtsort des Generals von Montrevel; sie wohnten drei Viertelstunden von der Stadt, das heißt im Schlosse Noires Fontaines, einem reizenden

Hause, dem man den Namen eines Schlosses gab und das mit einer Farm und einigen hundert Ackers Land in der Umgegend das ganze Besitzthum des Generals bildete, sechs bis achttausend Livres Renten ungefähr.

Es war ein großer Schmerz für das Herz der armen Wittwe — diese Abreise zu der abenteuerlichen Expedition; der Tod des Vaters schien den des Sohnes zu prophezeien und Frau von Montrevel, eine sanfte und zarte Creolin, war weit davon entfernt, die rauhen Tugenden einer spartanischen oder lacedämonischen Wittwe zu besitzen.

Bonaparte, der seinen ehemaligen Kameraden aus der Militärschule von ganzem Herzen liebte, hatte ihm erlaubt, im letzten Augenblicke in Toulon zu ihm zu stoßen; aber die Furcht zu spät zu kommen, ließ Roland nicht von dieser Erlaubniß in ihrer ganzen Ausdehnung Gebrauch machen. Er verließ seine Mutter mit einem Versprechen, das er nicht gar pünktlich hielt: nämlich sich nur in dringenden Fällen der Gefahr auszusetzen, und kam acht Tage, ehe die Flotte unter Segel ging, in Marseille an.

Unsere Absicht ist nicht, eine Schilderung des Feldzugs in Egypten zu geben, so wenig als wir eine solche von dem Feldzug in Italien gegeben. Wir werden nur so viel davon sagen, als zur Kenntniß dieser Geschichte und zur Entfaltung von Rolands Charakter absolut zu wissen nöthig ist.

Am 13. Mai gingen Bonaparte und sein ganzer Stab nach dem Orient unter Segel; am 15. Juni übergaben ihm die Maltheser Ritter die Schlüssel ihrer Citadelle. Am 2. Juli schiffte sich die Armee am Marabout aus; am selben Tage nahm sie Ale-

xandrien; am 25. zog Bonaparte in Cairo ein, nachdem er die Mameluken in Schebreisse und bei den Pyramiden geschlagen.

Während dieser Reihe von Märschen und Kämpfen war Roland der Offizier gewesen, wie wir ihn kennen, heiter, muthig, geistvoll, der verzehrenden Hitze der Tage und der eisigen Kälte der Nächte trotzend, und sich als Held oder Narr mitten unter die türkischen Säbel oder die beduinischen Kugeln stürzend.

Außerdem hatte er während der vierzigtägigen Ueberfahrt den Dolmetscher Ventura nicht verlassen; so daß es ihm mit seiner bewundernswerthen Leichtigkeit gelungen war, das Arabische nicht gerade geläufig zu sprechen, aber sich wenigstens in dieser Sprache verständlich zu machen.

Auch geschah es häufig, daß, wenn der Obergeneral sich nicht gerade an den geschwornen Dolmetscher wenden wollte, es Roland war, dem er auftrug, gewisse Mittheilungen an die Muftis, Ulemas und Scheiks zu machen.

Während der Nacht vom 20. auf den 21. October empörte sich Cairo; um fünf Uhr Morgens erfuhr man den Tod des Generals Dupuy, der durch einen Lanzenstich getödtet worden; um acht Uhr Morgens, als man Herr der Insurrection zu sein glaubte, sprengte ein Adjutant des verstorbenen Generals herbei mit der Meldung, daß die Beduinen vom Lande das Rab-el-Nassar oder Siegesthor bedrohen.

Bonaparte frühstückte mit seinem Adjutanten Sulkowsky, welcher bei Salehyeh schwer verwundet

worden, und sich kaum von seinem Schmerzenslager erhoben hatte.

Bonaparte, ganz mit seinen Gedanken beschäftigt, vergaß den Zustand, in welchem sich der junge Pole befand.

„Sulkowsky," sagte er, „nehmen Sie fünfzehn Guiden und sehen Sie nach, was diese Kanaille von uns will."

Sulkowsky stand auf.

„General," sagte Roland, „geben Sie mir diesen Auftrag; Sie sehen, mein Kamerad kann sich kaum auf den Beinen halten."

„Das ist wahr," sagte Bonaparte, „geh."

Roland ging, nahm fünfzehn Guiden und ritt weg.

Aber die Ordre war Sulkowsky gegeben, und Sulkowsky hielt darauf, sie auszuführen.

Er ging nun seinerseits mit fünf oder sechs Leuten, die er bereit fand.

Sei es Zufall, sei es, daß er besser als Roland die Straßen von Cairo kannte, er kam einige Secunden früher am Siegesthore an.

Als nun auch Roland ankam, sah er einen Offizier, den die Araber fortschleppten, seine fünf bis sechs Leute waren bereits getödtet.

Bisweilen verschonten die Araber, welche die Soldaten unerbittlich niedermetzelten, die Offiziere in der Hoffnung auf ein Lösegeld.

Roland erkannte Sulkowsky; er zeigte ihn mit der Spitze seines Säbels seinen fünfzehn Leuten und commandirte zum Galopp.

Eine halbe Stunde später kehrte ein einziger

Guide in das Hauptquartier zurück und meldete den Tod Sulkowskys, Rolands und seiner einundzwanzig Kameraden.

Bonaparte liebte, wie wir sagten, Roland wie einen Bruder, wie einen Sohn, wie er Eugene liebte; er wollte die Katastrophe in all' ihren Details wissen und fragte den Guide.

Der Guide hatte einen Araber Sulkowsky den Kopf spalten und diesen an den Sattelknopf befestigen sehen.

Was Roland betraf, so war sein Pferd getödtet worden. Er selbst war aus den Bügeln gesprungen und hatte einen Augenblick zu Fuße gekämpft, aber bald war er in einem Gewehrfeuer, das beinahe Mann an Mann entstanden, verschwunden.

Bonaparte stieß einen Seufzer aus, vergoß eine Thräne, murmelte: „Noch einer!" und schien nicht mehr daran zu denken.

Nun fragte er, zu welchem Stamme diese Araber gehörten, welche ihm so eben zwei Menschen getödtet, die er innig geliebt.

Er erfuhr, daß es ein Stamm von ununterjochten Arabern sei, deren Dorf ungefähr zehn Stunden entfernt war.

Bonaparte ließ ihnen einen Monat, damit sie sicher an ihre Straflosigkeit glaubten; als dieser jedoch um war, befahl er einem seiner Adjutanten, Namens Croisier, das Dorf zu cerniren, die Hütten niederzubrennen, den Männern die Köpfe abzuhauen, die Köpfe in Säcke zu thun und den Rest der Einwohner, das heißt die Frauen und Kinder, nach Cairo zu bringen.

Croisier vollzog die Ordre genau; man brachte die ganze Einwohnerschaft von Frauen und Kindern, die man mitnehmen konnte, nach Cairo und unter dieser Einwohnerschaft einen lebenden Araber, gebunden und geknebelt auf seinem Pferde.

„Warum diesen Menschen lebendig?“ fragte Bonaparte; „ich sagte doch, daß man Jedem den Kopf abschneiden solle, der im Stande sei, die Waffen zu tragen.“

„General,“ sagte Croisier, der ebenfalls einige Worte arabisch kauderwelschte, „im Augenblicke, als ich diesem Manne den Kopf abhauen lassen wollte, glaubte ich zu verstehen, daß er sein Leben gegen das eines Gefangenen austauschen wollte. Ich dachte, wir hätten immer noch Zeit, ihm den Kopf abzuhauen und brachte ihn mit mir. Wenn ich mich getäuscht habe, so kann die Ceremonie hier statt dort stattfinden; aufgeschoben ist nicht aufgehoben.“

Man ließ den Dolmetscher Ventura kommen und fragte den Beduinen.

Der Beduine antwortete, daß er einem französischen Offizier das Leben gerettet, welcher am Siegesthor schwer verwundet worden war; daß dieser Offizier, welcher etwas arabisch spreche, sich für einen Adjutanten Bonapartes ausgegeben; daß er ihn seinem Bruder geschickt, der bei einem benachbarten Stamme Arzt sei; der Offizier sei nun Gefangener jenes Stammes und wenn man ihm das Leben schenken wolle, so werde er seinem Bruder schreiben, daß man den Gefangenen zurücksende.

Das war vielleicht eine Fabel, um Zeit zu ge-

gewinnen, aber es war vielleicht auch Wahrheit; man riskirte nichts, wenn man wartete.

Man stellte den Araber unter gute Aufsicht, gab ihm einen Thaleb, der sein Dictat schrieb, er siegelte den Brief mit seinem Siegel und ein Araber von Cairo ging, um die Unterhandlung zu führen.

Wenn der Unterhändler seinen Zweck erreichte, so erhielt er fünfhundert Piaster, der Beduine sein Leben.

Drei Tage später kam der Unterhändler und brachte Roland zurück.

Bonaparte hatte dies gehofft, aber nicht daran geglaubt.

Dieses Herz von Erz, das gefühllos für den Schmerz schien, weinte Freudenthränen. Er öffnete Roland seine Arme, wie am Tage, da sie sich wiedergefunden, und zwei Thränen, zwei Perlen — die Thränen Bonaparte's waren selten, — rollten aus seinen Augen.

Roland blieb seltsamer Weise düster mitten in all' der Freude, welche seine Wiederkehr hervorrief, bestätigte die Erzählung des Arabers, unterstützte seine Freilassung, weigerte sich jedoch, irgend ein persönliches Detail über die Art mitzutheilen, wie er von den Beduinen gefangen genommen und von dem Thaleb behandelt worden; Sulkowsky war vor seinen Augen getödtet und enthauptet worden, daran war also nicht weiter zu denken.

Roland trat wieder in seinen gewöhnlichen Dienst und man bemerkte, daß, was bislang Muth bei ihm gewesen, nun Tollkühnheit geworden; was bislang der

Wunsch nach Ruhm gewesen, nun die Sehnsucht nach dem Tode geworden.

Auf der andern Seite aber, wie es gewöhnlich bei denen geht, welche dem Schwert und Feuer trotzen, schonten ihn Schwert und Feuer; vor und hinter Roland, an seiner Seite fielen die Menschen: er blieb aufrecht, unverwundbar wie der Dämon des Krieges.

Zur Zeit des Feldzugs in Syrien schickte man zwei Parlamentäre ab, um den Diezzar Pascha aufzufordern, sich zu ergeben: die beiden Parlamentäre erschienen nicht wieder: die Köpfe wurden ihnen gespalten.

Man mußte einen dritten schicken: Roland bot sich an, beharrte auf seinem Wunsch und erhielt auf seine Bitte die Erlaubniß des Obergenerals und kam wieder.

Er war bei jedem der neunzehn Angriffe auf die Festung; bei jedem Angriff sah man ihn bis auf die Bresche kommen; er war einer von den Zehn, welche in den Fluchthurm eindrangen; neun blieben, er kam mit einer Schramme davon.

Während des Rückzugs befahl Bonaparte dem Rest der Reiter in der Armee, ihre Pferde den Verwundeten und Kranken zu geben; das heißt, wer sein Pferd aus Furcht vor der Ansteckung nicht den Pestkranken gebe.

Roland gab das seine vorzugsweise diesen: drei fielen von seinem Pferde, er bestieg es nach ihnen und kam wohlbehalten in Cairo an.

In Abukir warf er sich mitten unter das Getümmel, drang bis zum Pascha vor, indem er den Gürtel durchhieb, welchen die Schwarzen um ihn gebil-

det, faßte ihn am Barte, trotzte dem Feuer seiner beiden Pistolen, von denen bei Einem nur das Zündpulver verbrannte, während die Kugel des andern ihm unter dem Arme durchging und einen Guiden hinter ihm tödtete.

Bonaparte faßte den Entschluß, nach Frankreich zurückzukehren und Roland war der Erste, dem der Obergeneral diesen Entschluß ankündigte; jeder Andere wäre vor Freude in die Höhe gesprungen, er blieb traurig und düster und sagte:

„Ich hätte es lieber gesehen, wenn wir hier geblieben, General, ich hätte mehr Aussicht gehabt, zu sterben.“

Es wäre jedoch eine Undankbarkeit für ihn gewesen, dem Obergeneral nicht zu folgen; er folgte ihm.

Während der ganzen Ueberfahrt blieb er düster und theilnahmlos. In den corsischen Gewässern erblickte man die englische Flotte: hier allein schien er wieder aufzuleben. Bonaparte hatte dem Admiral Gantaume erklärt, daß man sich bis aufs Aeußerste schlagen würde und den Befehl gegeben, die Fregatte eher in die Luft fliegen zu lassen, als die Flagge zu streichen.

Man durchschnitt die Flotte, ohne gesehen zu werden und schiffte sich am 8. in Frejus aus.

Es galt, wer zuerst den Boden Frankreichs berühren würde; Roland stieg zuletzt ans Land.

Der Obergeneral schien auf keine dieser Einzelheiten zu achten, nicht eine jedoch entging ihm; er ließ Eugène Berthier, Bourienne, seine Adjutanten, seine Suite auf dem Weg von Gap und Draguigean abgehen.

Er selbst schlug incognito den Weg nach Aix ei[n]
um selbst die Zustände im Süden zu erkunden un[d]
nahm Niemand mit sich, als Roland.

In der Hoffnung, daß beim Anblick der Famil[ie]
das Leben wieder in das von einem unbekannte[n]
Unglück gebrochene Herz einkehren werde, hatte [er]
ihm bei der Ankunft in Aix angekündigt, daß er i[hn]
in Lyon zurücklassen werde, und gab ihm drei Woche[n]
Urlaub, als Gratification für ihn und Ueberraschun[g]
für seine Mutter und seine Schwester.

Roland hatte geantwortet:

„Danke, General, meine Schwester und mei[ne]
Mutter werden sehr glücklich sein, mich wieder z[u]
sehen.“

Ehedem würde Roland gesagt haben:

„Danke, General, ich werde sehr glücklich sei[n,]
meine Mutter und meine Schwester wieder zu sehen.“

Wir haben der Scene in Avignon beigewohnt[,]
wir haben gesehen, mit welch' tiefer Verachtung de[r]
Gefahr, mit welch' bitterem Lebensüberdruß Rolan[d]
zu einem furchtbaren Duell gegangen war. Wi[r]
haben den Grund gehört, den er Sir John wege[n]
seiner Gleichgültigkeit gegenüber dem Tode angege[-]
ben: war der Grund gut oder schlecht, wahr ode[r]
falsch? Sir John mußte sich mit ihm begnügen[,]
offenbar hatte Roland nicht Lust, ihm einen ander[n]
anzugeben.

Und jetzt schliefen, wie wir gesagt, beide, ode[r]
thaten, als ob sie schliefen, während der Galopp
von zwei Postpferden sie auf der Route von Avig[-]
non nach Orange eilends entführte.

## Zweite Abtheilung.

---

### I.

### Morgan.

Unsere Leser müssen uns gestatten, auf einen Augenblick Roland und Sir John zu verlassen, welche, Dank der physischen und moralischen Disposition, in der wir sie zurückgelassen, ihnen keine Unruhe einflößen dürfen: wir wollen uns nämlich ernstlicher mit einer Persönlichkeit beschäftigen, die in dieser Geschichte bis jetzt nur flüchtig aufgetreten und doch eine große Rolle in derselben zu spielen bestimmt ist.

Wir wollen von dem Manne sprechen, der maskirt und bewaffnet in den Saal der Table d'Hôte von Avignon trat, um Jean Picot das Häufchen von zweihundert Louisd'ors zurückzubringen, welches ihm durch Versehen genommen worden, da man es mit dem Gelde der Regierung verwechselt hatte.

Wir sahen, daß der kühne Bandit, der sich selber den Namen Morgan gegeben, maskirt, zu Pferd und am hellen Tage nach Avignon gekommen.

Er hatte, um in das Hotel du Palais = Egalité

zu treten, sein Pferd vor der Thüre angebunde und als wenn sein Thier in der päpstlichen u royalistischen Stadt dieselbe Straflosigkeit genöss wie sein Herr, hatte er es wieder am Stalle gefu den, losgebunden, war darauf gesprungen, du das Oullethor hinausgeritten, längs der Mauer großem Galopp hingesprengt und auf dem We nach Lyon verschwunden.

Eine Viertelstunde von Avignon jedoch hatte seinen Mantel um sich her zusammengezogen, um d Vorübergehenden den Anblick seiner Waffen zu er ziehen, und indem er seine Maske abnahm, diese eines seiner Holfter gesteckt.

Die, welche er in Avignon lebhaft mit dem G danken beschäftigt, wer dieser furchtbare Morgan, d Schrecken des Süden, wohl sein möchte, zurückg lassen, hätten jetzt, wenn sie sich auf dem Wege v Avignon nach Bedarrides befunden, sich mit eigen Augen versichern können, ob der Anblick des Ba diten so furchtbar, als sein Renommé sei.

Wir scheuen uns nicht zu behaupten, daß d Züge, die sich jetzt ihren Blicken dargeboten hätte so wenig mit der Idee im Einklang standen, welc ihre befangene Phantasie sich machte, daß ihr E staunen ganz außerordentlich gewesen wäre.

In der That ließ die von einer vollendet weiße und zarten Hand abgenommene Maske das Gesic eines jungen Mannes von kaum vierundzwanzig bi fünfundzwanzig Jahren sehen, ein Gesicht, das dur die Regelmäßigkeit der Züge und die Weichheit de Physiognomie einem weiblichen Gesichte den Ran hätte streitig machen können.

Eine Einzelheit gab dieser Physiognomie oder vielmehr mußte ihr in gewissen Momenten den Charakter seltener Festigkeit verleihen: dies waren ebenholzschwarze Wimpern, Augen und Brauen unter schönen blonden Haaren, welche nach damaliger Mode über die Stirne und an den Schläfen herabhingen.

Das übrige Gesicht war wie gesagt beinahe weiblich.

Es bestand aus zwei kleinen Ohren, von denen man nur das Läppchen unter jenem Haarbüschel an den Schläfen sah, welchem die Stutzer jener Zeit den Namen Hundsohren gegeben hatten; aus einer geraden und vollkommen proportionirten Nase, aus einem etwas großen, aber rosigen und immer lächelnden Munde, der beim Lächeln eine doppelte Reihe bewundernswerther Zähne blicken ließ, aus einem feinen und zarten, leicht blau angeflogenen Kinne, das durch diese Färbung andeutete, daß wenn der Bart nicht so sorgfältig und neuerdings abgenommen worden wäre, es im Gegensatz zu der goldenen Farbe der Haare denselben Ton wie die Wimpern, die Brauen und die Augen haben würde.

Den Wuchs des Unbekannten hatte man in dem Augenblicke würdigen können, wo er in den Saal der Table d'Hôte getreten: er war groß, edel, geschmeidig und bekundete, wenn auch nicht gerade eine große Muskelkraft, so doch eine große Leichtigkeit und Beweglichkeit.

Die Art, wie er zu Pferde saß, ließ deutlich den vollkommenen Reiter erkennen.

Nachdem er seinen Mantel wieder umgeworfen, die Maske in den Holftern verborgen, seinen Hut

auf die Augen herabgedrückt, schlug der Reiter seinen raschen Ritt wieder an, den er einen Augenblick unterbrochen, galoppirte durch Bedarrides und trat, als er bei den ersten Häusern von Orange angekommen, unter ein großes Thor, das sich sogleich hinter ihm schloß.

Ein Diener harrte seiner und faßte das Thier beim Zügel.

Der Reiter sprang rasch vom Pferde.

„Ist Dein Herr zu Hause?“ fragte er den Diener.

„Nein, Herr Baron,“ antwortete dieser; „er reiste diese Nacht fort und sagte, wenn Sie kämen und nach ihm fragten, so solle man Ihnen antworten, daß er in Angelegenheiten der Gesellschaft reise.“

„Gut, Baptist, ich bringe ihm sein Pferd in gutem Stande, wenn auch etwas müde zurück; man muß es mit Wein waschen und ihm drei bis vier Tage Gerste statt Hafer geben: das Thier hat ungefähr vierzig Meilen seit gestern Morgen gemacht.“

„War der Herr Baron damit zufrieden?“

„Sehr zufrieden; steht der Wagen bereit?“

„Ja, Herr Baron, ganz angespannt in der Remise, der Postillon trinkt mit Julien; der Herr hat befohlen, daß man ihn außerhalb des Hauses beschäftige, daß er ihn nicht kommen sehe.“

„Er glaubt also Deinen Herrn zu fahren?“

„Ja, Herr Baron; hier ist der Paß meines Herrn, auf den man die Postpferde nahm, und da mein Herr mit dem Paß des Herrn Barons nach Bordeaux ist, und der Herr Baron mit dem Paß meines Herrn nach Genf geht, so ist wahrscheinlich

der Faden so verwickelt, daß die Dame Polizei, wie fein auch ihre Finger sein mögen, ihn nicht so leicht entwirren wird."

„Löse das Felleisen von dem Pferde hinten ab, Baptiste, und gib es mir."

Baptiste gehorchte sogleich, aber das Felleisen fiel ihm aus den Händen.

„Ah!" sagte er lachend, „der Herr Baron hat mich nicht zuvor davon in Kenntniß gesetzt! Teufel! der Herr Baron hat seine Zeit, wie mir scheint, nicht verloren."

„Darin täuschest Du Dich, Baptiste; wenn ich nicht all' meine Zeit verloren, so habe ich wenigstens viele Zeit verloren; und ich möchte sie so bald als möglich wieder einbringen."

„Wird der Herr Baron nicht frühstücken?"

„Ich werde einen Bissen essen, aber sehr rasch."

„Die Sache wird keinen Verzug verursachen: es ist zwei Uhr Nachmittags und das Frühstück erwartet Sie seit zehn Uhr diesen Morgen; glücklicherweise ist es nur ein kaltes Frühstück."

Und Baptiste schickte sich an, in Abwesenheit seines Herrn die Honneurs des Hauses gegenüber dem Fremden zu machen, indem er ihm den Weg nach dem Speisesaal zeigte.

„Unnöthig," sagte dieser, „ich kenne den Weg; sorge für den Wagen, daß er im Gange sei und der Schlag offen stehe, wenn ich hinunterkomme, damit der Postillon mich nicht sehen kann. Hier hast Du Geld, um die erste Post zu bezahlen."

Und der Fremde, der als Baron angeredet worden, gab Baptiste eine Handvoll Assignaten.

„Ach! mein Herr," sagte dieser, „damit könnte man ja die Reise bis nach Lyon bezahlen!"

„Begnüge Dich damit, sie bis nach Valence zu bezahlen, gib vor, daß ich schlafen wolle; das Uebrige ist für die Mühe, die Du mit der Rechnung hast."

„Soll ich das Felleisen in die Wagentruhe thun?"

„Das will ich selbst besorgen."

Und indem er das Felleisen aus den Händen des Dieners nahm, ohne merken zu lassen, daß es seine Hände hinabzog, begab er sich nach dem Speisesaal, während Baptiste nach der benachbarten Schenke ging und zugleich die Assignaten in Ordnung brachte.

Wie der Fremde gesagt, der Weg war ihm bekannt, denn er ging durch einen Corridor, öffnete ohne zu zögern eine erste Thüre, dann eine zweite, und als diese zweite Thüre offen war, stand er vor einem elegant servirten Tische.

Ein Stück Geflügel, zwei Rebhühner, ein kalter Schinken, mehrere Sorten Käse, ein Dessert aus prachtvollen Früchten, und zwei Karaffen, von denen die eine rubinrothen, die andere topasfarbigen Wein enthielt, bildeten ein Frühstück, das, obgleich offenbar für eine einzige Person servirt, weil ein einziges Couvert aufgelegt war, im Fall der Noth für drei bis vier Gäste reichen konnte.

Die erste Sorge des jungen Mannes, als er in den Speisesaal trat, war die, daß er gerade auf einen Spiegel losging und seine Haare mit einem kleinen Kamme, den er aus der Tasche zog, ordnete; worauf er an ein Fayencebecken mit darüber herabsprudelndem Wasser trat, eine Serviette nahm,

die zu diesem Zwecke bereit gelegt schien, und sich Gesicht und Hände wusch.

Erst nachdem er diesen Bedürfnissen nachgekommen, die auf den an Eleganz gewöhnten Mann deuteten, erst nachdem er diesen Bedürfnissen aufs minutiöseste nachgekommen, sagen wir, setzte sich der Fremde an die Tafel.

Einige Minuten genügten ihm, einen Appetit zufrieden zu stellen, dem die Anstrengung und die Jugend eine ungeheure Ausdehnung gegeben, und als Baptiste wieder erschien, um dem einsamen Gaste anzukündigen, daß der Wagen bereit stehe, stand er auch schon auf den Beinen.

Der Fremde drückte seinen Hut über die Augen, hüllte sich in seinen Mantel, nahm sein Felleisen unter den Arm und da Baptiste dafür gesorgt, daß der Fußtritt so nahe als möglich an der Thüre war, so sprang er in den Wagen, ohne daß der Postillon ihn hätte sehen können.

Baptiste schloß die Thüre hinter ihm; dann wandte er sich an den Menschen mit den dicken Stiefeln und sagte:

„Es ist alles bis Valence bezahlt, nicht wahr, Post und Trinkgeld?"

„Alles; brauchen Sie einen Schein?" antwortete scherzend der Postillon.

„Nein, aber der Herr Marquis von Ribier, mein Herr, wünscht, daß man ihn bis Valence ungestört lasse."

„Gut," antwortete der Postillon mit demselben scherzenden Accente, „der Citoyen Marquis soll nicht gestört werden. Allons, hup!"

Und er setzte seine Pferde in Trab, indem er

seine Peitsche mit jener lauten Beredtsamkeit erschallen ließ, welche zu den Nachbarn und zu den Vorübergehenden sagt:

„Achtung hier, Achtung dort, oder es geht schlimm, ich fahre einen Mann, der gut bezahlt und das Recht hat, die Andern zu zermalmen.“

Nachdem er im Wagen war, öffnete der falsche Marquis von Ribier die Fenster, ließ die Rollvorhänge herab, hob die Sitzbank auf, legte sein Felleisen in die Truhe, setzte sich darauf, hüllte sich in seinen Mantel, und sicher, nicht früher, als in Valence geweckt zu werden, schlief er ein, wie er gefrühstückt hatte, das heißt mit dem vollen Appetit der Jugend.

Man machte den Weg von Orange nach Valence in acht Stunden; kurz, ehe man in die Stadt kam, wachte unser Reisender auf.

Er hob einen der Rollvorhänge vorsichtig in die Höhe und sah, daß er durch den kleinen Flecken la Paillasse fuhr; es war Nacht, er ließ seine Uhr schlagen, sie schlug eilf.

Er hielt es für unnütz, wieder einzuschlafen, berechnete die Posten bis nach Lyon und rüstete sein Geld.

Als der Postillon von Valence zu seinem Kameraden trat, der ihn ersetzte, hörte er diesen zu dem andern sagen:

„Er scheint ein Cidevant zu sein, aber von Orange her ist er empfohlen und in Anbetracht, daß er zwanzig Sous Trinkgeld bezahlt, muß man ihn wie einen Patrioten fahren.“

Der Reisende glaubte, daß dies der Augenblick

sei, dazwischen zu treten: er hob deßhalb den Rollvorhang empor.

„Und Du wirst mir damit nur Gerechtigkeit widerfahren lassen," sagte er, „ein Patriot, beim Himmel, ich rühme mich ein solcher zu sein und zwar vom ersten Kaliber und der Beweis, sieh, da trinke auf die Gesundheit der Republik!"

Und er gab dem Postillon, der ihn an den andern empfohlen, eine Assignate von hundert Franken.

Und da dieser den Papierfetzen mit gierigem Blicke betrachtete, sagte er:

„Hier eine gleiche für Dich, wenn Du dem Andern die gleiche Empfehlung geben willst, wie Du sie so eben erhalten."

„O seien Sie ruhig, Citoyen," sagte der Postillon, „es soll nur ein Losungswort von hier bis Lyon geben: Ventre à terre."

„Und hier zum Voraus die Bezahlung für sechzehn Poststationen, mit Inbegriff des doppelten Pflastergeldes; ich bezahle zwanzig Sous Trinkgeld, macht das unter einander aus."

Der Postillon schwang sich auf sein Pferd und fuhr im Galopp davon.

Der Wagen wurde in Lyon gegen vier Uhr Nachmittags umgespannt.

Während der Wagen umgespannt wurde, trat ein als Commissionär gekleideter Mann, der sich von einem Eckstein erhoben, an den Wagen, und sagte leise zu dem Genossen Jehus einige Worte, welche ihn in großes Erstaunen zu setzen schienen.

„Bist Du dessen ganz gewiß?" fragte er den Commissionär.

„Wenn ich Dir sage, daß ich ihn selbst gesehen, mit meinen eigenen Augen gesehen!“ antwortete dieser.

„Ich kann also unseren Freunden die Neuigkeit als gewiß bringen?“

„Du kannst, aber beeile Dich.“

„Ist man in Servas davon in Kenntniß gesetzt?“

„Ja, Du wirst zwischen Servas und hier ein Pferd in Bereitschaft finden.“

Der Postillon trat heran; der junge Mann tauschte einen letzten Blick mit dem Commissionär aus, der sich entfernte, als wenn er einen sehr pressanten Brief zu besorgen hätte.

„Welchen Weg, Citoyen?“ fragte der Postillon.

„Nach Bourg; ich muß um neun Uhr heute Abend in Servas sein; ich bezahle dreißig Sous Trinkgeld.“

„Vierzehn Meilen in fünf Stunden, das ist stark, aber man kann's doch machen.“

„Es wird also geschehen?“

„Man wird's versuchen.“

Und der Postillon jagte mit seinen Pferden im vollen Galopp davon.

Punkt neun Uhr traf man in Servas ein.

„Einen Sechslivresthaler, wenn Du nicht umspannst und mich auf die Hälfte des Wegs von Sue führst,“ rief der junge Mann durch den Schlag dem Postillon zu.

„Sehr wohl,“ antwortete dieser und der Wagen fuhr, ohne anzuhalten, an der Post vorüber.

Eine halbe Viertelmeile von Servas ließ Morgan den Wagen anhalten, steckte den Kopf heraus, brachte

die Hände an den Mund und ahmte den Schrei der Nachteule nach.

Die Nachahmung war so gelungen, daß aus dem nahen Walde eine Nachteule ihm antwortete.

„Hier ist es," rief Morgan.

Der Postillon hielt seine Pferde an.

„Wenn es hier ist, so brauchen wir nicht weiter zu fahren."

Der junge Mann nahm das Felleisen, öffnete den Schlag, stieg aus und trat zu dem Postillon.

„Hier ist der versprochene Sechslivresthaler."

Der Postillon nahm den Sechslivresthaler, steckte ihn in die Augenhöhle und hielt ihn dort fest, wie ein Elegant unserer Tage sein Lorgnon.

Morgan ahnte, daß diese Pantomime eine Bedeutung haben werde.

„Nun," fragte er, „was will das sagen?"

„Das will sagen," machte der Postillon, „daß ich thun kann, was ich will, ich sehe immer noch mit einem Auge."

„Ich verstehe," versetzte der junge Mann lachend; „und wenn ich das andere verschließe?"

„Nun! so werde ich nichts mehr sehen."

„Das ist ein seltsamer Kauz; er will lieber blind, als einäugig sein. Nun man muß über den Geschmack nicht streiten; da!"

Und er gab ihm einen zweiten Thaler.

Der Postillon steckte ihn ins andere Auge, ließ den Wagen umkehren und fuhr nach Servas zurück.

Der Genosse Jehus wartete, bis er im Dunkel verschwunden war, setzte dann einen gebohrten Schlüssel an den Mund und brachte damit einen langen zit-

ternden Ton hervor, dem Pfeifen des Hochbootmanns ähnlich.

Der gleiche Ton antwortete ihm.

Im selben Momente sah man einen Reiter aus dem Walde hervorkommen und sich im Galoppe nähern.

Beim Anblick dieses Reiters bedeckte Morgan sein Gesicht wieder mit seiner Maske.

Der Mann kam gerade auf ihn zu.

„In wessen Namen kommen Sie?" fragte der Reiter, dessen Gesicht man nicht sehen konnte, da die Krempe eines ungeheuren Hutes es verbarg.

„Im Namen des Propheten Elisa," antwortete der junge maskirte Mann.

„Dann sind Sie es, den ich erwarte."

Und er stieg vom Pferde.

„Bist Du Prophet oder Schüler?" fragte Morgan.

„Ich bin Schüler," antwortete der Neuankömmling.

„Und Dein Meister, wo ist er?"

„Sie werden ihn in der Karthause von Seillon finden."

„Weißt Du die Zahl der Genossen, die dort versammelt sind?"

„Zehn."

„Gut; wenn Du einen andern triffst, schicke ihn gleichfalls zum Stelldichein."

Der, welcher sich den Titel eines Schülers gegeben, verbeugte sich zum Zeichen des Gehorsams, half Morgan das Felleisen auf das Pferd schnallen und hielt es respectvoll am Zaume, während dieser aufstieg.

Ohne zu warten, bis er den zweiten Fuß im Bügel hatte, gab Morgan dem Pferde die Sporen; alsbald riß dieses dem Diener den Zügel aus der Hand und sprengte im Galopp davon.

Man sah zur Rechten des Wegs den Wald von Seillon sich wie ein Meer von Finsterniß ausdehnen, dessen dunkle Wellen der Nachtwind wogen und seufzen machte.

Eine Viertelstunde jenseits von Sue spornte der Reiter sein Pferd feldeinwärts und ritt gegen den Wald, der ihm seinerseits entgegenzukommen schien.

Das Pferd, welches eine erfahrene Hand führte, sprengte ohne zu zögern hinein.

Nach Verfluß von zehn Minuten erschien er auf der andern Seite.

Hundert Schritte vom Walde erhob sich eine dunkle Masse isolirt auf der Ebene.

Es war ein Gebäude von massiver Bauart, das fünf bis sechs hundertjährige Bäume beschatteten.

Der Reiter hielt vor einem großen Thore, über dem im Dreieck drei große Statuen angebracht waren:

Die der heiligen Jungfrau, die unseres Herrn Jesu Christi, und die des heiligen Johann Baptist.

Die Statue der heiligen Jungfrau nahm den höchsten Punkt des Dreiecks ein.

Der geheimnißvolle Reisende war am Ziele seiner Reise angekommen, nämlich an der Karthause von Seillon.

## II.

### Die Karthause von Seillon.

Die Karthause von Seillon, die zweiundzwanzigste des Ordens, wurde 1178 gegründet.

Im Jahre 1672 ward ein neues Gebäude an der Stelle des alten Klosters errichtet; von diesem letzteren Bau sieht man jetzt noch Ueberreste.

Diese Ueberreste bestehen von außen in einer Facade, von der wir gesagt, daß sie mit drei Statuen geschmückt war und vor der wir den geheimnißvollen Reiter halten sahen;

Innen in einer kleinen Kapelle, welche ihren Eingang zur Rechten unter dem großen Thore hat.

Ein Bauer, seine Frau und zwei Kinder bewohnen sie jetzt und aus dem ehemaligen Kloster hat man einen Pachthof gemacht.

Im Jahre 1791 waren die Karthäuser aus ihrem Kloster vertrieben worden; im Jahre 1792 verkaufte man die Karthause und die dazu gehörigen Grundstücke als geistliches Gut.

Die Appertinentien bestanden in dem Park, der an die Gebäude stieß und dann in dem schönen Walde, der noch heute den Namen der Wald von Seillon führt.

In Bourg jedoch, der royalistischen und namentlich religiösen Stadt, wagte es Niemand, seine Seele durch den Ankauf eines Gutes zu beflecken, das den würdigen Mönchen gehörte, die Jedermann verehrte. Daher kam es, daß das Kloster, der Park und der

Wald unter dem Titel Staatsgüter Eigenthum der Republik wurden, das heißt Niemanden gehörten.

Die Sache ist leicht zu begreifen: die Republik mit ihrem 21. Januar, ihrem 31. Mai, ihrem 30. October, ihrem 9. Thermidor, ihrem 1. Prairial und ihrem 18. Fructidor hatte ganz Anderes zu thun, als Mauern wieder zu tünchen, einen Obstgarten im Stande zu erhalten und einen Wald regelmäßig aushauen zu lassen.

Daher kam es, daß seit sieben Jahren die Karthause völlig verlassen stand, und daß, wenn zufällig ein neugieriger Blick durch das Schlüsselloch fiel, man das Gras in den Höfen wuchern sah, wie die Brombeersträuche in dem Obstgarten, und das Gestrüppe in dem Walde, der zu jener Zeit nur von einer Straße und zwei bis drei Pfaden durchschnitten, sonst, scheinbar wenigstens, völlig ungangbar war.

Eine Art von Pavillon, die Correrie genannt, welcher zur Karthause gehörte und ungefähr eine Viertelmeile vom Kloster entfernt lag, grünte gleichfalls in dem Walde, der die Freiheit benützend, die ihm gelassen war, seine Phantasie walten zu lassen, es von allen Seiten mit Laub umhüllt und so dem Auge entzogen hatte.

Die seltsamsten Gerüchte waren über diese beiden Gebäude in Umlauf; man sagte, unsichtbare Gäste hausen dort bei Tage, furchtbare bei Nacht; Holzhacker oder Bauern, die sich verspätet, und die bisweilen noch in dem Walde der Republik das Holzungsrecht ausübten, das die Stadt Bourg von den Zeiten der Karthause her hatte, behaupteten, durch die Ritzen der geschlossenen Läden Flammen auf den

Gängen und Treppen hin und hergehen gesehen und deutlich das Geräusch von Ketten gehört zu haben, welche auf den Platten der Kreuzgänge und dem Pflaster der Höfe fortgezogen würden. Die starken Geister glaubten nicht daran; aber im Gegensatz zu den Ungläubigen bekräftigten zwei Arten von Leuten diese schauerlichen Gerüchte und nächtlichen Lichter, indem sie ganz nach ihrer Ansicht und ihrem Glauben zwei verschiedene Gründe unterschoben: die Patrioten behaupteten, es seien die Seelen der armen Mönche, welche die Tyrannei der Klöster lebendig in pace begraben und die nun wiederkämen, um Rache vom Himmel auf ihre Verfolger herabzubeschwören, und nach ihrem Tode die Ketten mit sich schleppten, die sie bei Lebzeiten gefesselt; die Royalisten behaupteten, es sei der Teufel in Person, der, ein leeres Kloster findend und den Weihwedel der würdigen Superioren nicht mehr zu fürchten brauchend, hier nun behaglich sein Wesen treibe, wo er sonst nicht die Spitze seiner Kralle hereinzustecken gewagt; Eins jedoch ließ die Sache unentschieden: nämlich, daß noch nicht Einer von denen, welche leugneten oder behaupteten, sei es nun, daß sie sich für die Seelen der Mönchsmärtyrer oder für den Teufelssabbat entschieden, bis jetzt den Muth gehabt, sich in diese Dunkelheit zu wagen und in den feierlichen Stunden der Nacht sich von der Wahrheit zu überzeugen gekommen war, um andern Tages sagen zu können, ob die Karthause verlassen oder von Gespenstern besucht sei, und wenn dies letztere der Fall, welcher Art diese seien.

Ohne Zweifel hatten all' diese begründeten oder

unbegründeten Gerüchte keinen Einfluß auf den geheimnißvollen Reisenden, denn, wie wir gesagt, obgleich es neun Uhr in Bourg schlug und deßhalb tiefe Nacht war, hielt er sein Pferd vor dem Thore des verlassenen Klosters an, und ohne den Fuß auf die Erde zu setzen, zog er ein Pistol aus dem Holfter und schlug mit dem Handgriff dreimal in kurzen Zwischenräumen an das Thor, wie die Freimaurer.

Dann lauschte er.

Er hatte einen Augenblick gezweifelt, daß Versammlung in der Karthause sei; denn wie scharf er auch beobachtete, wie aufmerksam er auch lauschte, er hatte weder ein Licht gesehen, noch ein Geräusch gehört.

Indessen glaubte er einen vorsichtigen Schritt von innen sich der Thüre nähern zu hören.

Er schlug zum zweiten Male mit derselben Waffe und auf dieselbe Weise an die Thüre.

„Wer klopft?" fragte eine Stimme.

„Der, welcher von Elisa kommt," antwortete der Reisende.

„Wie heißt der König, dem die Söhne Isaks gehorchen müssen?"

„Jehu."

„Wie heißt das Haus, das sie ausrotten sollen?"

„Achab."

„Sind Sie Prophet oder Schüler?"

„Ich bin Prophet."

„Dann seien Sie willkommen im Hause des Herrn," sagte die Stimme.

Augenblicklich wurden die eisernen Stangen, welche das massive Schloß festhielten, aufgezogen.

Die Riegel knirschten in den Bändern, einer der Flügel des Thores öffnete sich leise und das Pferd und der Reiter traten unter das dunkle Gewölbe, das sich hinter ihnen schloß.

Der, welcher diese Thüre, die so langsam im Oeffnen, so rasch im Schließen war, aufgethan, trug die lange weiße Kutte der Karthäuser, deren Kapuze seine Züge vollständig unsichtbar machte, da sie bis tief über das Gesicht hereinfiel.

Ohne Zweifel hatte der öffnende Mönch, wie der erste Affiliirte, den der, welcher sich den Titel eines Propheten gab, auf dem Wege nach Sue begegnet, nur einen untergeordneten Rang in der Brüderschaft, denn, den Zaum des Pferdes ergreifend, hielt er es, während der Reiter abstieg, und leistete dem jungen Manne auf diese Weise den Dienst eines Stallknechts.

Morgan stieg ab, schnallte das Felleisen los, zog die Pistolen aus den Holstern, steckte sie in seinen Gürtel zu den andern und sagte in befehlendem Tone zu dem Mönche:

„Ich glaubte die Brüder zur Berathung bei einander zu finden."

„Sie sind auch wirklich hier versammelt," antwortete der Mönch.

„Wo?"

„In der Correrie; man hat seit einigen Tagen in der Nähe der Karthause verdächtige Personen sich umtreiben sehen, und höhere Ordres befehlen die strengsten Vorsichtsmaßregeln an."

Der junge Mann zuckte die Achseln zum Zeichen, daß er diese Vorsichtsmaßregeln für unnöthig erachte und sagte noch immer in demselben befehlenden Tone:

„Lassen Sie das Pferd in den Stall bringen und führen Sie mich zum Rathe."

Der Mönch rief einen andern Bruder, dem er den Zaum zuwarf, nahm eine Fackel, die er an einer Lampe in der kleinen Kapelle anzündete, welche man noch heute zur Rechten unter dem großen Thore sehen kann, und ging dem Neuankömmlinge voran.

Er durchschritt das Kloster, machte einige Schritte im Garten, öffnete eine Thüre, die zu einer Art von Cisterne führte, ließ Morgan eintreten, schloß ebenso sorgfältig wieder die Thüre der Cisterne, wie er die nach der Straße geschlossen, stieß mit dem Fuß einen Stein auf die Seite, welcher zufällig dazuliegen schien, wodurch jedoch ein Ring zum Vorschein kam, und hob eine Platte weg, die den Eingang zu einem unterirdischen Gewölbe verschloß, in das man über einige Stufen hinab schritt.

Diese Stufen führten in einen geheimen Gang, durch welchen zwei Menschen nebeneinander gehen konnten.

So gingen sie fünf bis sechs Minuten fort, worauf sie vor einem Gitter standen. Der Mönch zog einen Schlüssel unter seiner Kutte hervor und öffnete. Als sie beide durch das Gitter geschritten und dieses sich wieder geschlossen, fragte der Mönch:

„Unter welchem Namen soll ich Sie anmelden?"

„Unter dem Namen des Bruders Morgan."

„Warten Sie hier; in fünf Minuten bin ich wieder zurück."

Der junge Mann machte ein Zeichen mit dem Kopfe, welches erkennen ließ, daß er mit all' diesem

Argwohn und all' diesen Vorsichtsmaßregeln vertraut war.

Dann setzte er sich auf ein Grab. Man war in den Grabgewölben des Klosters, und er wartete.

Noch waren nicht fünf Minuten verflossen, so erschien der Mönch.

„Folgen Sie mir; die Brüder freuen sich über Ihre Ankunft; sie befürchteten, es möchte Ihnen ein Unglück zugestoßen sein."

Einige Secunden später wurde Morgan in den Berathungssaal geführt.

Zwölf Mönche erwarteten ihn mit übergezogener Kapuze; sobald jedoch die Thüre sich hinter ihm geschlossen und der dienende Bruder verschwunden war, fielen die Kapuzen, während Morgan seine Maske abnahm, und jeder Mönch ließ sein Gesicht sehen.

„Nie war in einem Mannskloster eine solche glänzende Zahl von schönen und heitern jungen Leuten vereinigt gewesen; nur zwei bis drei unter diesen fremden Mönchen hatten das Alter von vierzig Jahren erreicht.

Alle Hände waren nach Morgan ausgestreckt; zwei oder dreimal wurde der Neuankömmling umarmt.

„Ach! meiner Treu," sagte einer von denen, die ihn am zärtlichsten umarmt hatten, „Du ziehst uns einen tüchtigen Dorn aus dem Fuße; wir glaubten Dich todt, oder zum mindesten gefangen."

„Todt, das will ich gelten lassen, Amiet; aber gefangen, nein, Citoyen, wie man noch bisweilen sagt, aber wie man hoffentlich bald nicht mehr sagen

wird. Man muß sogar sagen, daß die Sachen von Zeit zu Zeit mit rührender Anmuth gegangen sind; sobald uns der Conducteur sah, ließ er den Postillon anhalten, ich glaube sogar, daß er hinzugefügt: ‚Ich weiß, was es ist.‘ — ‚Nun,‘ sagte ich zu ihm: ‚wenn Sie wissen, was es ist, mein lieber Freund, so wird es keiner langen Erklärung bedürfen.‘ — ‚Das Geld der Regierung?‘ fragte er. ‚Allerdings,‘ antwortete ich. Und während im Wagen eine große Unruhe entstand, fügte ich hinzu: ‚Warten Sie, mein Freund, steigen Sie vor allem aus und sagen Sie diesen Herren und vorzüglich diesen Damen, daß wir ganz ordentliche Leute sind, daß man sie nicht anrühren wird, diese Damen, wohlverstanden; und daß man nur die, welche den Kopf aus dem Schlage stecken, aufs Korn nehmen wird.‘ Eine wagte es, meiner Treu; sie war freilich sehr schön. Ich warf ihr einen Kuß zu; sie stieß einen leichten Schrei aus und flüchtete sich dann wieder in den Wagen zurück, wie Galathea; da jedoch keine Weiden in der Nähe waren, so verfolgte ich sie nicht. Während dieser Zeit wühlte der Conducteur in aller Hast in seiner Kiste und hatte so große Eile, daß er mir mit dem Gelde der Regierung zweihundert Louisd'or gab, welche einem armen Teufel von Weinhändler aus Bordeaux gehörten.“

„Ah! Teufel!“ machte derjenige von den Brüdern, welchem der Erzähler den Namen Amiet gegeben, der wahrscheinlich, wie der Name Morgan, nur ein erdichteter war, „das ist bedauerlich. Du weißt, daß das Directorium, das voll Einbildung ist, Chauffeur=

banden *) organisirt, welche in unserem Namen handeln, und den Zweck haben, die Leute glauben zu machen, daß wir den Privatleuten an die Füße und die Börse wollen, das heißt, daß wir einfache Räuber seien."

„Wartet doch," versetzte Morgan, „das ist es ja gerade, was mich aufgehalten; ich hörte etwas der Art in Lyon. Bereits hatte ich die Hälfte des Wegs nach Valence zurückgelegt, als ich den Irrthum an der Ueberschrift merkte. Es war nicht schwer, denn es stand auf dem Sack, als wenn der gute Alte den Fall vorhergesehen: Jean Picot, Weinhändler in Fronsac bei Bordeaux."

„Und Du hast ihm sein Geld zurückgeschickt?"

„Mehr als das, ich habe es ihm zurückgebracht."

„Nach Fronsac?"

„O! nein, sondern nach Avignon. Ich dachte mir, ein so sorgfältiger Mann werde sich in der ersten bedeutenden Stadt aufhalten, um sich nach seinen zweihundert Louisd'ors umzuthun. Ich täuschte mich nicht; ich erkundigte mich im Hotel, ob man den Citoyen Jean Picot kenne; man antwortete mir, daß man ihn nicht nur kenne, sondern daß er auch an der Table d'Hôte speise. Ich trete ein. Sie ahnen, von was man spricht, von der angehaltenen Diligence.

---

*) Chauffeur, Räuber, welche sich im 18. und 19. Jahrhundert in Belgien, Frankreich und an den Ufern des Rheines umhertrieben, und den Leuten Kohlen unter die Füße legten, um Geld von ihnen zu erpressen.

Man denke sich die Wirkung der Erscheinung! Selbst ein Deus ex machina*) konnte keine unerwartetere Lösung bringen. Ich frage, welcher von den Gästen Jean Picot heiße; der, welcher diesen ausgezeichneten und wohlklingenden Namen führte, nennt sich. Ich lege die zweihundert Louisd'or vor ihn, indem ich mich im Namen der Gesellschaft wegen der Besorgnisse entschuldige, die ihm die Genossen Jehus verursacht. Ich tausche einen freundschaftlichen Gruß mit Barjols, einen höflichen Gruß mit dem Abbé von Rians aus, welche zugegen waren; ich mache der Gesellschaft meine Reverenz und gehe. Das ist wenig; es raubte mir jedoch fünfzehn Stunden, daher dies späte Eintreffen; aber ich erachtete es für besser, später zu kommen und keine falsche Meinung von uns zu hinterlassen. Habe ich recht gethan, meine Herren?"

Die Gesellschaft brach in Bravos aus.

„Ich finde es nur sehr unklug," sagte einer der Anwesenden, „daß Sie selbst das Geld dem Citoyen Jean Picot bringen wollten."

„Mein lieber Oberst," antwortete der junge Mann, „es gibt ein Sprüchwort italienischen Ursprungs, welches sagt: ‚Wer will, geht, wer nicht will, schickt.' Ich wollte und ging."

„Und wenn das Unglück will, daß Sie eines Tages in die Hände des Directoriums fallen, wird Sie ein loser Vogel zum Dank für Ihre That schleu-

---

*) Gott aus der Maschine. Im Theater der Alten wurde oft ein Gott auf einer Maschine herabgelassen, der den Knoten löste.

nigst erkennen; eine Erkennungsscene, die zur Folge haben würde, daß man Ihnen den Hals abschneidet."

„O, ich will mal sehen, ob er mich erkennt!"

„Wer soll ihn daran hindern?"

„Nun, nun! Sie glauben wohl, daß ich meine verwegenen Unternehmungen mit offenem Visire mache; wahrhaftig, Herr Oberst, Sie halten mich für einen andern. Meine Maske abnehmen, das geht wohl unter Freunden, aber bei Fremden, gehen Sie. Sind wir denn nicht mitten im Carneval? Ich sehe nicht ein, weßhalb ich mich nicht als Abällino oder Karl Moor verkleiden soll, wenn die Herren Gohier, Sieyes, Roger-Ducos, Moulin und Barras sich als Könige von Frankreich verkleiden."

„Und Sie betraten maskirt die Stadt?"

„Die Stadt, das Hotel, den Saal der Table d'Hôte. Freilich war, während das Gesicht eine Maske trug, der Gürtel unbedeckt und wie Sie sehen, wohl besetzt."

Der junge Mann machte eine Bewegung, welche seinen Mantel zurückwarf und zeigte den Gürtel, in welchem vier Pistolen stacken und ein kurzes Jagdmesser hing.

Dann sagte er mit der Heiterkeit, welche eine der vorherrschenden Eigenschaften dieses sorglosen Naturells schien:

„Ich mußte ein wildes Aussehen haben, nicht wahr? Sie werden mich für den verstorbenen Mandrin gehalten haben, der von den Bergen Savoyens herab kommt. Apropos, hier sind die sechzigtausend Franken Seiner Hoheit des Directoriums."

Und der junge Mann stieß verächtlich mit dem

Fuße an das Felleisen, das er auf den Boden gelegt und dessen durcheinandergerüttelten Eingeweide jenen metallischen Ton von sich gaben, welcher die Anwesenheit des Goldes anzeigt.

Dann trat er unter die Gruppe seiner Freunde, von denen er durch den Zwischenraum getrennt war, welcher von selbst zwischen dem Erzähler und den Zuhörern entsteht.

Einer der Mönche bückte sich und nahm das Felleisen auf.

„Verachten Sie das Gold, so viel Sie wollen, mein lieber Morgan, so lange Sie sich deßhalb nicht davon abhalten lassen, es zusammenzutreiben; aber ich weiß brave Leute, welche die sechzigtausend Franken, die Sie verächtlich mit dem Fuße stoßen, mit eben so viel Ungeduld und Angst erwarten, als die in der Wüste verirrte Carawane den Tropfen Wasser, der sie vom Tode rettet."

„Unsere Freunde in der Vendée, nicht wahr?" antwortete Morgan, „möge es ihnen wohl bekommen, den Egoisten; sie schlagen sich. Diese Herren haben sich die Rosen gewählt, und uns lassen sie die Dornen. Nun, nun! aber, sie erhalten also nichts aus England?"

„Doch," sagte heiter einer der Mönche, „in Quiberon erhielten sie Kugeln und Kartätschen."

„Ich sage nicht von den Engländern, sondern von England," versetzte Morgan.

„Nicht einen Sou."

„Es scheint mir indeß," sagte einer der Umstehenden, der einen etwas denkenderen Kopf zu haben schien, als seine Genossen, „es scheint mir,

unsere Fürsten könnten wohl ein wenig Gold den Armen schicken, die ihr Blut für die Sache der Monarchie vergießen! Fürchten sie nicht, daß die Vendée zuletzt eines Tages etwas lässig in der Hingabe werde, die bis heute, so viel ich weiß, ihr noch nicht einen Dank eingebracht?"

„Die Vendée, lieber Freund," versetzte Morgan, „ist ein edles Land, das nicht lässig werden wird, seien Sie ruhig; und was wäre das Verdienst der Treue, wenn sie nicht mit der Undankbarkeit zu thun hätte? Von dem Augenblicke, wo die Aufopferung auf Dankbarkeit stößt, ist sie nicht mehr Aufopferung, sondern Vergeltung, da sie belohnt wird; bleiben wir deßhalb treu, bleiben wir aufopfernd, so lange wir können, meine Herren, und bitten wir den Himmel, daß er diejenigen undankbar mache, für die wir uns aufopfern und wir werden, glauben Sie mir, das beste Theil in der Geschichte unserer bürgerlichen Kriege haben."

Kaum hatte Morgan diesen ritterlichen Grundsatz ausgesprochen und damit einen Wunsch an den Tag gelegt, der alle Aussicht auf Erfüllung hatte, als drei Maurerschläge an derselben Thüre vernommen wurden, durch die er selbst eingeführt worden.

„Meine Herren," sagte derjenige der Mönche, welcher die Rolle des Präsidenten zu spielen schien, „rasch die Kapuzen und die Masken vor; wir wissen nicht, wer kömmt."

## III.

### Wozu das Geld des Directoriums diente.

Jeder beeilte sich zu gehorchen, die Mönche, indem sie die Kapuzen ihrer langen Kutten über die Gesichter herabzogen, Morgan, indem er seine Maske aufsetzte.

„Herein!“ sagte der Superior.

Die Thüre öffnete sich und man sah den dienenden Bruder wieder erscheinen.

„Ein Bote vom General Georges Cadoudal verlangt eingelassen zu werden,“ sagte er.

„Hat er auf die drei Losungsworte geantwortet?“

„Ganz genau.“

„So soll er eintreten.“

Der dienende Bruder kehrte in das unterirdische Gewölbe zurück und erschien zwei Secunden später wieder mit einem Manne, den man an seiner Tracht leicht als einen Bauern und an seinem viereckigen Kopfe, an welchem lange rothgelbe Haare herabhingen, als einen Bretagner erkennen konnte.

Er trat bis in die Mitte des Kreises, ohne im Geringsten eingeschüchtert zu sein, indem er hinter einander die Blicke auf die einzelnen Mönche richtete und erwartete, daß eine dieser zwölf Granitstatuen das Schweigen breche.

Der Präsident richtete das Wort an ihn.

„Von wem bist Du gesandt?“ fragte er.

„Der, welcher mich gesandt,“ antwortete der Bauer, „hat mir befohlen, wenn man eine Frage an mich richte, zu sagen, ich komme von Jehu.“

„Bist Du der Träger einer mündlichen oder schriftlichen Botschaft?"

„Ich soll auf die Fragen antworten, die von Ihnen an mich gerichtet werden und einen Fetzen Papier gegen Geld austauschen."

„Gut, beginnen wir mit den Fragen: Wo sind unsere Brüder in der Vendée?"

„Sie hatten die Waffen niedergelegt und erwarteten nur ein Wort von Ihnen, um sie wieder zu ergreifen."

„Und warum hatten sie die Waffen niedergelegt?"

„Sie hatten dazu den Befehl von Sr. Majestät Ludwig XVIII. erhalten."

„Man sprach von einer eigenhändigen königlichen Proclamation."

„Hier ist die Abschrift."

Der Bauer gab dem Fragenden das Papier.

Er öffnete und las:

„Der Krieg kann das Königthum nicht anders denn verhaßt und drohend machen. Die Monarchen, die mit einer blutigen Hülfe in ihr Land zurückkehren, können nicht geliebt sein: man muß deßhalb auf die blutigen Mittel verzichten und der Macht der öffentlichen Meinung vertrauen, die von selbst zu den rettenden Prinzipien zurückkehrt. Gott und der König werden bald das Losungswort der Franzosen sein; man muß die zerstreuten Elemente des Royalismus in ein großes Bündel sammeln, die kämpfende Vendée ihrem unglücklichen Schicksal überlassen und einen friedlicheren und minder unzusammenhängenden Weg gehen lassen. Die Royalisten

des Westens haben ausgedient, und man muß sich auf die von Paris stützen, die Alles für eine nahe Restauration vorbereitet."

Der Präsident erhob den Kopf und suchte Morgan mit einem Auge, dessen Blitz selbst seine Kapuze nicht ganz verschleiern konnte:

„Nun, Bruder," sagte er zu ihm, „ich hoffe, daß Dein Wunsch sich alsbald erfüllt und die Royalisten der Vendée und des Südens das ganze Verdienst der Aufopferung haben werden."

Dann senkte er den Blick auf die Proclamation, von der noch zwei Linien zu lesen waren, und fuhr fort:

„Die Juden haben ihren König gekreuzigt, seit dieser Zeit irren sie über die ganze Erde hin; die Franzosen haben den ihrigen guillotinirt, sie werden über die ganze Erde zerstreut werden.

„Gegeben in Blankenburg am 25. August 1799, an unserem Geburtstag, im sechsten Jahre unserer Regierung.

„Gezeichnet: Ludwig."

Die jungen Leute sahen sich an.

„Quos vult perdere Jupiter dementat," sagte Morgan.

„Ja," sagte der Präsident, „aber wenn diejenigen, welche Jupiter verderben will, ein Princip repräsentiren, so muß man dieses aufrecht erhalten, nicht bloß gegen Jupiter, sondern gegen sie selbst. Ajax klammerte sich mitten unter Donner und Blitz an einen Felsen an und rief, die geschlossene Faust zum Himmel erhoben: ‚Ich werde trotz der Götter entkommen!' Und er entkam.

Dann wandte er sich wieder nach dem Boten Cadoudals um und sagte:

„Was hat der, welcher Dich sandte, auf diese Proclamation geantwortet?"

„Ungefähr das, was Sie so eben selbst geantwortet. Er sagte mir, ich solle gehen und sehen, ob Sie entschlossen seien, trotz allem, trotz dem König selbst standhaft zu bleiben."

„Bei Gott!" rief Morgan.

„Wir sind entschlossen," sagte der Präsident.

„In diesem Falle," meinte der Bauer, „geht alles gut. Ich habe die Namen der neuen Anführer und ihrer angenommenen Namen, und der General empfiehlt Ihnen so viel wie möglich, sich der angenommenen Namen in Ihren Correspondenzen zu bedienen: diese Vorsicht gebraucht auch er, wenn er von Ihnen spricht."

„Ihr habt die Liste?" fragte der Präsident.

„Nein, ich konnte arretirt und die Liste mir abgenommen werden: ich will sie Ihnen dictiren."

Der Präsident setzte sich an den Tisch, nahm eine Feder und schrieb, während der Bauer aus der Vendée folgende Namen dictirte.

„Georges Cadoudal — Jehu oder Rundkopf; Joseph Cadoudal — Judas Maccabäus; Lahaye St. Hilaire — David; Burban-Malabry — Brave la Mort; Poulpiquez — Royal Carnage; Bonfils — Brise barrière; Dampherné — Piquevers; Duchayla — La Couronne; Duparc — Le Terrible; La Roche — Mithridates; Puysage — Jean le Blond."

„Das sind die Nachfolger des Charette, der

Stofflets, der Cathelineaus, der Bonchamps, der d'Elbée, der La Rochejaquelin und der Lescure," sagte eine Stimme.

Der Bretagner wandte sich nach dem um, welcher so eben gesprochen.

„Wenn sie sich wie ihre Vorfahren tödten lassen," sagte er, „was verlangen Sie von ihnen?"

„Nun, das ist gut gesprochen," sagte Morgan, „demgemäß wird . . ."

„Demgemäß wird unser General, sobald er Ihre Antwort hat," versetzte der Bauer, „die Waffen wieder ergreifen."

„Und wenn unsere Antwort verneinend ausgefallen wäre?" fragte eine Stimme.

„Um so schlimmer für Sie," versetzte der Bauer; „die Insurrection war für jeden Fall auf den 20. October festgesetzt."

„Nun," sagte der Präsident, „der General wird durch uns die Mittel erhalten, seinen ersten Monat Sold auszubezahlen. Wo ist Eure Quittung?"

„Hier," sagte der Bauer, indem er aus seiner Tasche ein Papier herauszog, auf welchem die Worte geschrieben standen:

„Von unsern Brüdern aus Süden und Osten zum Zwecke unserer Sache die Summe von . . . erhalten zu haben.

Georges Cadoudal,
Obergeneral der royalistischen Armee
in der Bretagne.

Die Summe war, wie man sieht, nicht ausgesetzt.

„Könnt Ihr schreiben?“ fragte der Präsident.

„Genug, um die drei oder vier fehlenden Worte auszufüllen.“

„Nun so schreibt hunderttausend Franken.“

„Der Bretagner schrieb und bot dann dem Präsidenten das Papier hin.

„Hier die Empfangsbescheinigung, wo ist das Geld?“

„Bückt Euch, und nehmt den Sack auf, der zu Euren Füßen liegt, er enthält sechzigtausend Franken.“

Dann wandte er sich an einen der Mönche und fragte:

„Montbard, wo sind die andern vierzigtausend?“

Der angeredete Mönch öffnete einen Armoire und nahm daraus einen minder umfangreichen Sack, als der, welchen Morgan gebracht, welcher indeß die ziemlich runde Summe von vierzigtausend Franken enthielt, heraus.

„Damit ist die Summe vollzählig gemacht,“ sagte der Mönch.

„Jetzt, mein Freund,“ sagte der Präsident, „eßt und legt Euch zur Ruhe; morgen müßt Ihr fort.“

„Man erwartet mich dort,“ sagte der Vendéer, „ich werde essen und auf meinem Pferde schlafen. Leben Sie wohl, der Himmel schütze Sie!“

Und er wollte nach der Thüre gehen, durch die er eingetreten war.

„Wartet,“ sagte Morgan.

Der Bote von Georges blieb stehen.

„Neuigkeit für Neuigkeit,“ machte Morgan, „saget dem General Cadoudal, daß der General Bonaparte die egyptische Armee verlassen, vorgestern in Frejus

sich ausgeschifft hat und in drei Tagen in Paris sein wird. Meine Neuigkeit wiegt die Eurige auf? was sagen Sie davon?"

„Unmöglich!" riefen alle Mönche wie mit einer Stimme.

„Und doch ist nichts wahrer, meine Herren; ich weiß die Sache von unserem Freunde Le Prêtre, der ihn eine Stunde vor mir in Lyon ankommen sah und erkannte.

„Was will er in Frankreich?" fragten zwei oder drei Stimmen.

„Nun," sagte Morgan, „wir werden es nächster Tage sehen; es ist wahrscheinlich, daß er nicht nach Paris kommt, um dort das Incognito zu bewahren."

„Verliert keinen Augenblick, um diese Nachricht unsern Brüdern im Westen mitzutheilen," sagte der Präsident zu dem Vendéer Bauern. „Eben noch hielt ich Euch zurück, jetzt sage ich geht."

Der Bauer grüßte und ging; der Präsident wartete, bis die Thüre geschlossen war.

„Meine Herren," sagte er, „die Nachricht, welche uns Bruder Morgan so eben mittheilte, ist von solcher Wichtigkeit, daß ich eine specielle Maßregel beantrage."

„Welche?" fragten die Genossen Jehu einstimmig.

„Daß einer von uns, welchen das Schicksal bestimmt, nach Paris geht und mit der verabredeten Chiffer uns von allem, was dort vorgeht, benachrichtige."

„Angenommen," antworteten sie.

„In diesem Falle," versetzte der Präsident, „wollen wir dreizehn Namen schreiben, jeder den

seinen auf ein Stückchen Papier; dann werfen wir sie in einen Hut, und der, dessen Name gezogen wird, geht sogleich."

Die jungen Leute traten alle zu gleicher Zeit an den Tisch, schrieben ihre Namen auf viereckige Papiere, wickelten sie zusammen und warfen sie in den Hut.

Der Jüngste wurde gerufen, um das Werkzeug des Zufalls zu werden.

Er zog eines der kleinen Papierröllchen und gab es dem Präsidenten, der es entrollte.

„Morgan," sagte der Präsident.

„Meine Instructionen?" fragte der junge Mann.

„Erinnern Sie sich," sagte der Präsident mit einer Feierlichkeit, der die Wölbungen des Klosters etwas Erhabenes gaben, „daß Sie der Baron von St. Hermine sind, daß Ihr Vater auf der Place de la Revolution guillotinirt wurde, und Ihr Bruder bei der Armee von Condé getödtet wurde. Adel verpflichtet, das sind Ihre Instructionen."

„Und im Uebrigen?" fragte der junge Mann.

„Im Uebrigen verlassen wir uns auf Ihren Royalismus und Ihre Loyalität."

„Dann, meine Freunde, erlauben Sie mir, mich sogleich von Ihnen zu verabschieden; ich möchte vor Tagesanbruch auf dem Wege nach Paris sein und ich habe vor meiner Abreise noch einen nothwendigen Besuch zu machen."

„Geh!" sagte der Präsident, indem er seine Arme gegen Morgan ausbreitete, „ich umarme Dich im Namen aller Brüder. Zu einem Andern würde ich

sagen: ‚Sei tapfer, ausdauernd, thätig;‘ zu Dir sage ich: ‚Sei klug!‘“

Der junge Mann warf sich in die brüderliche Umarmung, grüßte seine andern Freunde lächelnd, drückte zweien oder dreien die Hand und hüllte sich in seinen Mantel, zog seinen Hut über den Kopf herein und ging.

## IV.

### Romeo und Julie.

In der Voraussetzung, daß man seiner bald wieder nöthig haben werde, hatte das Pferd Morgans, nachdem man es gewaschen, mit einem Strohwisch abgerieben und getrocknet, eine doppelte Ration Hafer erhalten und war wieder gesattelt und aufgezäumt worden.

Der junge Mann brauchte es deßhalb nur zu fordern und zu besteigen.

Kaum war er im Sattel, so öffnete sich die Thüre wie durch einen Zauber; das Pferd stürzte schnaubend und ungestüm hinaus, als ob es seinen ersten Ritt vergessen und mit Heißgier nach einem zweiten sich sehnte.

An dem Thore der Karthause hielt Morgan, einen Augenblick unentschieden, um zu wissen, ob er nach rechts oder links sich wenden sollte; endlich schlug er den Weg nach rechts ein, ritt einen Augenblick den Pfad hinan, der von Bourg nach Seillon führt, wandte sich dann zum zweiten Male nach rechts, ritt

aber über die Ebene, vertiefte sich in einen Wald auf den er stieß, erschien bald wieder auf der andern Seite des Waldes, schlug dann die Landstraße von Pont d'Ain ein, ritt beinahe eine halbe Meile wei auf derselben fort und hielt nicht früher an, als be einer Häusergruppe, die man heutzutage das Maison des-Gardes nennt.

Eines dieser Häuser hatte als Symbol einen Stech palmenbüschel, wodurch einer jener ländlichen Halt plätze bezeichnet war, wo die Fußgänger ihren Durs löschen und wieder Kräfte sammeln, indem sie einen Augenblick ausruhen, ehe sie die lange und anstren gende Reise des Lebens fortsetzen.

Wie er es an dem Thore der Karthause gemacht hielt Morgan auch hier an, zog ein Pistol aus sei nem Holster und bediente sich des Kolbens als Ham mer; nur ließ die Antwort auf die Aufforderung des Reisenden länger auf sich warten, als an der Karthause, da aller Wahrscheinlichkeit nach, die bra ven Leute, welche die dürftige Schenke bewohnten nicht conspirirten.

Endlich hörte man den Schritt des Stallknechts welcher durch die Holzschuhe verlangsamt wurde, di Thüre ächzte und der alte Mann, der zu öffnen im Begriffe war, wollte instinctmäßig, da er einen Rei ter mit einem Pistol in der Hand sah, wieder schließen

„Ich bin es, Pataut," sagte der junge Mann „fürchte Dich nicht."

„Ah, wirklich," sagte der Bauer, „Sie sind es Monsieur Charles; ah, nun habe ich keine Furch mehr; aber Sie wissen, wie der Pfarrer sagte, als

es noch einen guten Gott gab, die Vorsicht ist die Mutter der Weisheit."

„Ja, Pataut, ja," sagte der junge Mann, indem er abstieg und ein Stück Geld in die Hand des Stallknechts gleiten ließ; „aber sei ruhig, der gute Gott wird wieder kommen und damit auch der Herr Pfarrer."

„O, was das betrifft," machte der Alte, „man sieht wohl, daß Niemand mehr da oben ist, an der Art, wie Alles geht; wird das noch lange so fortdauern, Herr Charles?"

„Pataut, ich verspreche Dir, mein Bestes zu thun, daß Du Dich nicht mehr zu lange zu gedulden brauchst, mein Ehrenwort! Ich habe ebenso große Eile, als Du; ich möchte Dich deßhalb bitten, aufzubleiben, mein guter Pataut."

„Ach! Sie wissen wohl, mein Herr, daß, wenn Sie kommen, ich mich gewöhnlich nicht niederlege; und was das Pferd betrifft . . . Ei! Sie wechseln ja jetzt alle Tage mit den Pferden? Das vorletzte Mal war es ein Fuchs; das letzte Mal ein Apfelschimmel, und heute ist es ein Rappe."

„Ja, ich bin launischer Natur; was das Pferd betrifft, wie Du sagtest, mein lieber Pataut, so hat es nichts nöthig und Du wirst es einfach auszäumen. Laß ihm den Sattel auf dem Rücken; warte und stecke dieses Pistol in das Holster und dann bewahre mir auch diese beiden auf."

Und Morgan zog die andern, welche in dem Gürtel hingen, heraus und gab sie dem Stallknecht.

„Gut! noch mehr solcher Beller!"

„Du weißt, Pataut, man behauptet, die Straßen seien nicht sicher.“

„Ach! ich glaub' es wohl, daß sie nicht sicher sind; wir schwimmen in lauter Räuberei, Herr Charles; hat man nicht erst in der letzten Woche die Diligence von Genf nach Bourg angefallen und ausgeplündert!“

„Bah!“ machte Morgan, „und wen klagt man dieses Diebstahls an?“

„O es ist ein Spaß; denken Sie sich, sie sagen, es seien die Genossen Jesu. Ich habe kein Wort davon geglaubt, wie Sie sich wohl denken können; wer sind denn die Genossen Jesu, als die zwölf Apostel?“

„Allerdings,“ sagte Morgan mit seinem ewigen und heitern Lächeln, „ich kenne keine andern.“

„Gut,“ fuhr Pataut fort, „es fehlte nichts mehr, als daß man auch noch die zwölf Apostel beschuldigt, sie plündern die Diligencen! O, ich sage Ihnen, Herr Charles, wir leben in einer Zeit, wo man nichts mehr respectirt.“

Und indem er den Kopf mit misantropischem Unwillen wenn nicht über das Leben, so doch über die Menschen schüttelte, führte Pataut das Pferd in den Stall.

Morgan sah einige Augenblicke zu, wie sich Pataut in den Hof vertiefte und dann in der Dunkelheit des Stalles verschwand; darauf ging er an der Hecke hin, welche den Garten umzäunte, stieg gegen ein großes dichtes Gehölz hinab, dessen Wipfel sich in der Nacht mit der Majestät unbeweglicher Dinge erhoben und abzeichneten, indem sie eine reizende kleine Land-

schaft beschatteten, die in der Umgegend den pomphaften Titel des Schlosses Noires Fontaines trug.

Als er an die Mauer des Schlosses kam, schlug die Uhr auf dem Dorfkirchthurm von Montagnard. Morgan lauschte dem Klange, der durch die ruhige und stille Atmosphäre einer Sommernacht vibrirte, und zählte bis auf elf.

Es war, wie man sieht, in zwei Stunden viel vorgefallen.

Morgan machte noch einige Schritte, betrachtete die Mauer, indem er einen bekannten Ort suchte; als er diesen Ort gefunden, drückte er die Spitze seines Stiefels in die Fuge zweier Steine, schwang sich wie ein Mann, der ein Pferd besteigt, faßte die Mauerkappe mit der linken Hand, saß mit einem zweiten Schwung rittlings auf der Mauer und rasch, wie der Blitz, sprang er auf der andern Seite herab.

Dies alles war mit solcher Geschwindigkeit, Gewandtheit und Leichtigkeit vor sich gegangen, daß, wenn Jemand zufällig in diesem Augenblick vorübergekommen, er hätte glauben können, das Spielzeug einer Vision zu sein.

Wie Morgan auf der einen Seite der Mauer gethan, blieb er auf der anderen stehen und lauschte, während sein Auge die Tiefe des Gehölzes sondirte, so viel es in der Dunkelheit möglich war, die noch durch das Laub der Espen und Pappeln vergrößert wurde.

Alles war still und einsam.

Morgan wagte es, seinen Weg fortzusetzen.

Wir sagen wagte, weil, seit er sich dem Schlosse Noires Fontaines genähert, in dem ganzen Be-

nehmen des jungen Mannes eine Schüchternheit und ein Zögern zu bemerken war, die sonst so gar nicht in seinem Charakter lagen, daß diese Befürchtungen, wenn er welche hatte, offenbar nicht ihm allein galten.

Er erreichte den Saum des Waldes, wo er dieselbe Vorsicht beobachtete.

Als er auf einen Grasplatz gekommen war, an dessen Ende das kleine Schloß sich erhob, blieb er stehen und betrachtete die Facade des Hauses.

Ein einziges von den zwölf Fenstern der drei Stockwerke war erhellt.

Es befand sich im ersten Stock an der Ecke des Hauses.

Ein kleiner mit Jungfernreben überzogener Balcon, die an der Mauer hinaufrankten, sich um das eiserne Laubwerk schlangen, und in Gewinden herabhingen, sprang unter diesem Fenster vor und hing über dem Garten.

Zu beiden Seiten des Fensters, auf dem Balcone selbst, schossen breitblättrige Bäume aus ihren Töpfen empor und bildeten unter dem Karnieß eine grüne Laube.

Eine mit Hülfe von Schnüren auf- und abzuziehende Jalousie bildete eine Scheidewand zwischen dem Fenster und dem Balcon, eine Scheidewand, die nach Belieben verschwand.

Durch die Spalten der Jalousie hatte Morgan das Licht gesehen.

Die erste Bewegung des jungen Mannes war, daß er gerade über den Grasplatz hinschreiten wollte, diesmal aber hielt ihn noch die Furcht, von der wir gesprochen, zurück.

Eine Lindenallee führte an der Mauer hin nach dem Hause.

Er machte einen Umweg und vertiefte sich dann in die dunkle und von Blättern gebildete Wölbung.

Als er am Ende der Allee angekommen, durcheilte er rasch wie ein gehetzter Damhirsch den freien Raum und stand am Fuß der Mauer im dichten Schatten, welchen das Haus verbreitete.

Als er an dem von ihm berechneten Punkt angekommen war, schlug er dreimal in die Hand.

Auf diese Aufforderung stürzte ein Schatten aus der Tiefe des Zimmers und trat graziös beweglich, beinahe durchsichtig an das Fenster.

Morgan erneuerte das Signal.

Augenblicklich öffnete sich das Fenster, die Jalousie wurde aufgezogen und ein reizendes junges Mädchen im Nachtkleide, dessen blonde Haare über die Schultern herabfielen, erschien in dem grünen Rahmen.

Der junge Mann streckte die Arme gegen die aus, deren Arme gegen ihn ausgestreckt waren, und zwei Namen oder vielmehr zwei von Herzen kommende Schreie kreuzten sich.

„Charles! — Amelie!"

Dann sprang der junge Mann gegen die Mauer, klammerte sich an den Zweigen der Reben, den Rauhseiten des Steines, an den Ausladungen der Karniese fest und war in einer Secunde auf dem Balcone.

Was die beiden jungen Leute sich in diesem Augenblicke sagten, war ein Liebesgemurmel, das sich in einem endlosen Kusse verlor.

Aber mit einer sanften Bewegung zog der junge Mann mit dem einen Arme das junge Mädchen in

das Zimmer, während er mit dem andern die Schnüre der Jalousie losnestelte, welche mit Geräusch hinter ihnen herabfiel.

Hinter der Jalousie schloß sich das Fenster.

Dann wurde das Licht ausgelöscht und die ganze Facade des Schlosses Noires Fontaines befand sich im Dunkel.

Diese Dunkelheit dauerte ungefähr seit einer Viertelstunde, als man das Rollen eines Wagens auf dem Wege hörte, der von der Landstraße von Pont d'Ain nach dem Eingang des Schlosses führte.

Dann verstummte das Geräusch; der Wagen hielt offenbar vor dem Gitter.

## V.

### Die Familie Rolands.

Der Wagen, welcher vor der Thüre hielt, war der, welcher Roland in Begleitung Sir Johns zu seiner Familie zurückbrachte.

Man erwartete diese Ankunft so wenig, daß, wie wir gesagt, alle Lichter des Hauses ausgelöscht, alle Fenster, selbst das Amelies, dunkel waren.

Der Postillon klatschte seit fünfhundert Schritten mit seiner Peitsche so laut er konnte, aber dieser Lärm vermochte doch die Provinzbewohner nicht aus ihrem Schlaf zu rütteln.

Nachdem der Wagen angehalten, öffnete Roland den Schlag, sprang heraus, ohne den Fußtritt zu berühren, und hing sich an die Glocke.

Dies dauerte fünf Minuten, während welcher Roland, nach jedem Läuten, sich nach dem Wagen umwandte und sagte:

„Werden Sie nicht ungeduldig, Sir John.“

Endlich öffnete sich ein Fenster und eine kindliche, aber feste Stimme rief:

„Wer läutet so heftig?“

„Ach, bist Du es, kleiner Edouard,“ sagte Roland, „öffne rasch.“

Der Knabe warf sich mit einem Freudenschrei zurück und verschwand. Aber zu gleicher Zeit hörte man seine Stimme, welche in den Corridors rief:

„Mutter, wache auf, es ist Roland; Schwester, wache auf, es ist der große Bruder.“

Dann stürzte er im bloßen Hemde und seinen kleinen Pantoffeln die Treppe herab und rief:

„Gedulde Dich, Roland, ich bin da, ich bin da.“

Einen Augenblick später hörte man den Schlüssel in dem Schlosse knirschen, die Riegel sich in den Zapfen bewegen, dann erschien eine weiße Gestalt auf dem Perron und flog mehr, als sie lief, nach dem Gitter, das einen Augenblick später sich gleichfalls in den Angeln bewegte und öffnete.

Der Knabe sprang Roland an den Hals und blieb daran hängen.

„Ach, Bruder! ach Bruder!“ rief er, indem er den jungen Mann umarmte und zu gleicher Zeit lachte und weinte; „ach, großer Bruder Roland, was wird sich die Mutter freuen und Amelie gar: Alles ist wohl; ich bin der krankste; ach! mit Ausnahme des Michel, Du weißt, des Gärtners, der sich verrenkt hat. Warum bist Du nicht als Soldat geklei-

det; ach! wie Du Dich schlecht im Civil ausnimmst; Du kommst aus Egypten, hast Du mir mit Silber eingelegte Pistolen und einen hübschen krummen Säbel mitgebracht? Nein! gut, Du bist nicht artig und ich werde Dich auch nicht mehr küssen; aber nein, nein, geh', habe keine Sorge, ich liebe Dich doch!"

Und der Knabe bedeckte den großen Bruder mit Küssen, während er ihn mit Fragen überhäufte.

Der Engländer, welcher im Wagen sitzen geblieben, betrachtete mit zum Schlage herausgelehntem Kopfe diese Scene und lächelte.

Mitten in dem Austausch dieser brüderlichen Zärtlichkeiten hörte man eine weibliche Stimme.

Eine mütterliche Stimme.

„Wo ist mein Roland, mein vielgeliebter Sohn?" fragte Frau von Montrevel mit einer Stimme voll so heftiger Freude, daß sie dem Schmerze nahe kam; „wo ist er? Ist es wahr, daß er zurückgekommen? Ist es wahr, daß er nicht gefangen ist? daß er nicht todt? ist es wirlich wahr, daß er lebt?"

Bei dieser Stimme schlüpfte der Knabe wie eine Schlange aus den Armen seines Bruders, sank aufrecht auf den Grasboden und sprang, wie von einer Feder geschnellt, auf seine Mutter zu.

„Hierher, Mutter, hierher!" sagte das Kind, indem es seine halbausgekleidete Mutter zu Roland hinzog.

Bei dem Anblick seiner Mutter konnte sich Roland nicht mehr halten; er fühlte, wie die Eisscholle, die sich in seiner Brust zu verhärten begann, zerborst und sein Herz wie das eines andern schlage.

„Ach!“ rief er, „ich war wirklich undankbar gegen Gott, da das Leben mir noch solche Freuden bietet.“

Und er warf sich schluchzend an den Hals von Frau von Montrevel, ohne sich Sir Johns zu erinnern, der gleichfalls sein englisches Phlegma schmelzen fühlte und in der Stille die Thränen trocknete, die ihm über die Wange rollten und sein Lächeln näßten.

Der Knabe, die Mutter und Roland bildeten eine entzückende Gruppe von Zärtlichkeit und Rührung.

Plötzlich machte sich der kleine Edouard, wie ein Blatt, das der Wind mit sich fortnimmt, von der Gruppe los und rief:

„Und Schwester Amelie, wo ist sie doch?“

Dann eilte er nach dem Hause und wiederholte:

„Schwester Amelie, erwache doch, stehe auf, komme herab.“

Und man hörte die Fußtritte und Faustschläge des Knaben, welche an einer Thüre erschollen.

Es entstand eine große Stille.

Dann hörte man beinahe ebensobald den kleinen Edouard, welcher rief:

„Zu Hülfe, Mutter! Zu Hülfe Roland: Schwester Amelie ist krank.“

Frau von Montrevel und ihr Sohn stürzten in das Haus; Sir John, welcher als vollendeter Reisender in einem Sacke Lancetten und in seiner Tasche ein Flacon mit flüchtigen Salzen hatte, stieg aus dem Wagen und ging, einem ersten Triebe folgend, bis nach dem Perron.

Dort blieb er stehen, da er sich besann, daß

er nicht vorgestellt sei, eine alles vermögende Formalität für den Engländer.

Ueberdies kam die, der er zu Hülfe eilen wollte, in diesem Augenblicke auf ihn zu.

Bei dem Geräusche, das ihr Bruder an ihrer Thüre gemacht, war Amelie endlich auf dem Treppenabsatz erschienen, aber ohne Zweifel war die Aufregung, in die sie die Nachricht von Rolands Ankunft versetzt, zu groß gewesen, und nachdem sie einige Stufen beinahe automatenhaft und sich mit aller Gewalt zusammennehmend hinabgestiegen, hatte sie einen Seufzer ausgestoßen; und wie eine Blume, die sich schließt, wie ein Zweig, der sich biegt, eine Schärpe, welche flattert, war sie auf der Treppe zusammengesunken, oder hatte sich vielmehr niedergelegt.

In diesem Augenblicke hatte der Knabe geschrieen.

Aber bei dem Schrei des Knaben hatte Amelie wenn auch nicht die Kraft, so doch den Willen wieder gefunden, hatte sich erhoben und sagte stotternd:

„Schweige doch, Edouard, schweige, ins Himmels Namen! Da bin ich." Sie klammerte sich mit einer Hand an die Rampe, und mit der andern auf den Knaben gestützt, war sie auch die übrigen Stufen hinabgestiegen.

An der letzten Treppe begegnete sie ihre Mutter und ihren Bruder; mit einer heftigen, beinahe verzweifelten Bewegung hatte sie sich an Rolands Hals geworfen und ausgerufen:

„Mein Bruder! mein Bruder!"

Dann hatte Roland gefühlt, daß das junge Mädchen ihm ungewöhnlich schwer am Halse hing und indem er sagte:

„Sie ist nicht wohl, Luft! Luft!“ hatte er sie auf die Freitreppe geführt.

Dies war die neue, von der ersten so verschiedene Gruppe, welche sich Sir Johns Blicken bot.

Bei der Berührung mit der Luft athmete Amelie wieder und richtete sich auf.

In diesem Momente trat der Mond hinter eine Wolke, die ihn verschleiert hatte, in seinem ganzen Glanze hervor und beleuchtete Amelie's Gesicht, das so blaß wie er war.

Sir John stieß einen Schrei der Bewunderung aus; er hatte nie eine so vollkommene Marmorstatue gesehen, als diesen lebenden Marmor, der vor ihm stand.

Wir müssen gestehen, Amelie war wunderbar schön, wenn man sie so sah.

In ein langes Nachtkleid von Battist gehüllt, das die Formen eines nach dem der Polyhymnia gebildeten Körpers zeichnete, mit blassem, leicht über die Schulter des Bruders geneigtem Kopfe, langen, goldblonden Haaren, welche über schneeweiße Schultern herabfielen, den Arm um den Hals ihrer Mutter geschlungen, der über dem rothen Shawl, den Frau von Montrevel umgeworfen, eine rosige Alabasterhand herabhängen ließ — das war die Schwester Rolands, wie sie Sir Johns Blicken erschien.

Er konnte einen Schrei der Bewunderung nicht unterdrücken.

Bei diesem Schrei erinnerte er sich, daß er hier war und Frau von Montrevel gewahrte seine Gegenwart.

Der Knabe erstaunt, diesen Fremden bei seiner

Mutter zu sehen, stieg rasch die Freitreppe hinab, und auf der dritten Stufe stehen bleibend, nicht weil er sich fürchtete, sondern auf gleicher Höhe mit dem zu bleiben, den er fragte, wandte er sich an Sir John.

„Wer sind Sie, mein Herr? Was thun Sie hier?"

„Mein kleiner Edouard," sagte Sir John, „ich bin ein Freund Ihres Bruders und komme, Ihnen die mit Silber eingelegten Pistolen und den versprochenen Damascener zu bringen."

„Wo sind sie?"

„Ach!" sagte Sir John, „sie sind in England und es braucht Zeit, sie kommen zu lassen; aber hier ist Ihr Bruder, der für mich einstehen und Ihnen sagen wird, daß ich ein Mann von Wort bin."

„Ja, Edouard, ja," sagte Roland, „wenn Mylord sie Dir verspricht, wirst Du sie auch bekommen."

Dann wandte er sich an Frau von Montrevel und seine Schwester:

„Entschuldigen Sie mich, meine Muttter, entschuldige mich, Amelie, oder vielmehr entschuldigt mich wie Ihr könnt bei Mylord, Ihr habt soeben einen abscheulich Undankbaren aus mir gemacht."

Dann nahm er Sir John an der Hand und sagte:

„Meine Mutter, Mylord fand Gelegenheit, am ersten Tage, da er mich sah, das erste Mal, da wir uns begegneten, mir einen außerordentlichen Dienst zu erweisen; ich weiß, daß Ihr dergleichen nicht vergeßt; ich hoffe deßhalb, daß Ihr Euch stets daran erinnert, daß Sir John einer Eurer besten Freunde ist; er wird uns den Beweis davon geben, indem er

mit mir wiederholt, daß er bereit ist, sich vierzehn Tage oder drei Wochen mit uns zu langweilen."

„Madame," sagte Sir John, „erlauben Sie mir im Gegentheile, die Worte meines Freundes Roland nicht zu wiederholen: nicht vierzehn Tage, nicht drei Wochen möchte ich im Schooße Ihrer Familie zubringen, sondern mein ganzes Leben."

Frau von Montrevel stieg den Perron herab und bot Sir John eine Hand, welche dieser mit einer ganz französischen Galanterie küßte.

„Mylord," sagte sie, „dieses Haus ist das Ihrige; der Tag, an dem Sie es betreten, ist ein Freudentag, der Tag, an dem Sie es verlassen, wird ein Tag des Schmerzes und der Trauer sein."

Sir John wandte sich an Amelie, welche verlegen darüber, vor einem Fremden so flüchtig angezogen zu erscheinen, die Falten ihres Nachtkleides um den Hals zusammenzog.

„Ich spreche in meinem Namen und im Namen meiner Tochter, welche von der unerwarteten Ankunft ihres Bruders noch zu aufgeregt ist, um Sie zu bewillkommnen, wie sie es später thun wird," fuhr Frau von Montrevel fort, um ihrer Tochter zu Hülfe zu kommen.

„Meine Schwester," sagte Roland, „wird meinem Freunde Sir John erlauben, ihre Hand zu küssen und er wird, so hoffe ich, mit dieser Art ihn willkommen zu heißen, sich begnügen."

Amelie stotterte einige Worte, hob langsam den Arm in die Höhe und bot Sir John mit einem beinahe schmerzlichen Lächeln die Hand.

Der Engländer nahm Amelie's Hand, sagte jedoch,

als er fühlte, daß sie eiskalt war und zitterte, sta
sie an seine Lippen zu führen: „Roland, Ihre Schw
ster ist ernstlich unwohl, wir wollen uns daher heu
nur mit ihrer Gesundheit beschäftigen; ich bin ei
wenig Arzt und wenn sie die Gunst, die sie mir
eben zu Theil werden lassen wollte, in die verwa
deln will, daß ich ihr den Puls fühle, so werde i
ihr eben so dankbar sein.“

Aber wie wenn sie fürchtete, daß man die U
sache ihres Unwohlseins errathe, zog Amelie ras
ihre Hand zurück und sagte:

„Nein, nein, Mylord täuschen sich, die Freu
macht nicht krank, und die Freude allein, meine
Bruder wiederzusehen, hat diese momentane Unpä
lichkeit herbeigeführt, die bereits wieder verschwu
den ist.“

Dann wandte sie sich an Frau von Montrev
und sagte mit raschem, beinahe fieberhaftem Accent

„Meine Mutter, wir vergessen, daß diese Herre
von einer langen Reise kommen, daß sie wahrschei
lich seit Lyon nichts mehr zu sich genommen un
daß, wenn Roland noch immer den guten Appeti
hat, den wir an ihm kennen, er es mir nicht ver
denken wird, wenn Sie ihm und Mylord die Hon
neurs des Hauses machen lassen, während ich mic
mit den sehr unpoetischen, aber sehr von ihm ge
schätzten Details der Haushaltung beschäftige.“

Und indem sie in der That ihre Mutter die Hon
neurs des Hauses machen ließ, kehrte Amelie in das
Haus zurück, um die Kammerfrauen und den Be
dienten zu wecken, während sie in dem Herzen Sir

Johns jene Art von feenhafter Erinnerung zurückließ, welche im Herzen eines an den Ufern des Rheines hinabwandernden Touristen haften bliebe, wenn er die Loreley auf ihrem Felsen erblickte, mit der Leier in der Hand und das flüssige Gold ihrer Haare im Nachtwind flattern lassend.

Während dieser Zeit bestieg Morgan wieder sein Pferd, sprengte im großen Galopp nach der Karthause, hielt vor dem Thore, zog ein Notizbuch aus der Tasche, und schrieb auf ein Blatt dieses Notizbuches einige Zeilen mit Bleistift, rollte das Blatt zusammen und schob es durch das Schlüsselloch, ohne sich die Zeit zu nehmen, vom Pferde zu steigen.

Dann gab er ihm die Sporen und sich auf die Mähne des edlen Thieres hinabbeugend, verschwand er in dem Walde, rasch und geheimnißvoll wie Faust, der sich nach dem Blocksberge begibt.

Die drei Zeilen, welche er geschrieben, lauteten folgendermaßen:

Louis von Montrevel, Adjutant des Generals Bonaparte, ist diese Nacht im Schlosse Noires Fontaines angekommen.

Seid auf der Hut, Genossen Jehus.

Aber während er die Freunde ermahnte, auf der Hut vor Louis von Montrevel zu sein, hatte Morgan ein Kreuz über den Namen gemacht, was so viel bedeuten sollte, als, was auch geschehen möge, der junge Offizier müsse ihnen heilig sein.

Jeder Genosse Jehus konnte einen Freund schützen, ohne von den Gründen, die ihn dazu bewogen, Rechenschaft zu geben.

Morgan benützte sein Privilegium: er schützte den Bruder aus Freundschaft.

## VI.

### Das Schloß Noires Fontaines.

Das Schloß Noires Fontaines, in das wir so eben zwei der Hauptpersonen dieser Geschichte begleitet, lag auf einem der reizendsten Punkte des Thales, in welchem sich die Stadt Bourg erhebt.

Sein fünf bis sechs Morgen großer, mit hundertjährigen Bäumen bepflanzter Park war auf drei Seiten von Sandsteinmauern, die an der Vorderseite sich in der ganzen Breite in ein schönes Schmiedeeisengitter im Styl der Zeit Ludwig XV. öffneten, auf der vierten durch die kleine Reyssousse, ein reizendes Flüßchen, abgeschlossen, das in Journaud entspringt, das heißt am Fuß der ersten Absätze des Jura und das, von Süden nach Norden einen kaum merkbaren Lauf nehmend, sich bei der Brücke von Fleurville gegenüber von Pont de Vaux, der Vaterstadt Jouberts, der einen Monat vor der Zeit, in der wir uns befinden, in der unglücklichen Schlacht bei Novi getödtet worden war, in die Saone fließt.

Jenseit der Reyssousse und an ihren Ufern dehnten sich zur Rechten des Schlosses Noires Fontaines die Dörfer Montagnat und Saint-Just aus, welche von dem Dorfe Ceyseriat beherrscht wurden.

Hinter dem letztern Flecken zeichneten sich die anmuthigen Umrisse der Hügel des Jura ab, über

deren Grat man die bläuliche Spitze der Berge von Bugney unterscheidet, welche sich in die Höhe zu heben scheinen, um neugierig über die Schultern ihrer jüngern Schwestern zu blicken scheinen, und zu sehen, was in dem Ainthale vorgeht.

Im Angesichte dieser entzückenden Landschaft erwachte Sir John.

Vielleicht zum ersten Male in seinem Leben lächelte der mürrische und schweigsame Engländer die Natur an; es war ihm, als befände er sich in einem jener Thäler von Thessalien, welche Virgil gefeiert, oder an jenen süßen Ufern des Lignon, welche Urfé besungen, dessen Geburtshaus, was auch die Biographen davon sagen mögen, drei Viertelmeilen von Noires Fontaines in Trümmer fiel.

Drei leichte Schläge an seiner Thüre rissen ihn aus seiner Betrachtung; es war sein Wirth Roland, der sich erkundigen wollte, wie er geschlafen.

Er fand ihn strahlend wie die Sonne, die auf den bereits gelb gewordenen Blättern der Kastanien- und Lindenbäume spielte.

„O, o! Sir John!" sagte er, „erlauben Sie mir, Ihnen Glück zu wünschen! ich erwartete einen Menschen zu finden, der so traurig, wie die armen Karthäuser mit den langen weißen Kutten, die mir in meiner Jugend so große Angst einflößten, obgleich ich, ehrlich gesagt, nicht leicht der Furcht zugänglich war; und statt dessen finde ich Sie mitten in unserem traurigen October lächelnd wie ein Maimorgen."

„Mein lieber Roland," antwortete Sir John, „ich bin beinahe Waise; ich verlor meine Mutter am Tage meiner Geburt, meinen Vater im zwölften

Jahre; im Alter, wo man die Kinder ins College schickt, war ich Herr eines Vermögens von mehr als einer Million Renten; aber ich war allein in dieser Welt, ohne irgend Jemand, den ich liebte, ohne Jemand, der mich liebte; die süßen Freuden der Familie sind mir durchaus unbekannt. Vom zwölften bis zum achtzehnten Jahre studirte ich auf der Universität zu Cambridge; mein schweigsamer, vielleicht etwas hochmüthiger Charakter isolirte mich unter meinen jungen Kameraden. Mit achtzehn Jahren reiste ich. Durchwandern Sie als wohlausgerüsteter Reisender die Welt unter dem Schutze Ihrer Fahne das heißt unter dem Schutze des Vaterlandes, haben Sie alle Tage die Aufregungen des Kampfes und den Stolz des Sieges, so glauben Sie nicht welch' traurige Sache es ist, die Städte, die Provinzen, die Staaten, die Königreiche zu durchziehen, um ganz einfach eine Kirche hier, ein Schloß dort zu besuchen; das Bett um vier Uhr Morgens auf den unerbittlichen Ruf des Führers zu verlassen, um von dem Gipfel des Rigi oder des Aetna den Sonnenaufgang zu sehen; wie ein bereits todtes Phantom unter diesen lebendigen Schatten umher zu wandern, welche man Menschen nennt; nicht zu wissen, wo bleiben; keinen Boden zu haben, wo man Wurzel fassen, keinen Arm, auf den man sich stützen, kein Herz, in das man das seine ausströmen könnte! Nun, gestern Abend, mein lieber Roland, plötzlich, in einem Augenblick, in einer Secunde hatte sich diese Leere meines Lebens ausgefüllt; ich lebte in Ihnen; die Freuden, die ich suchte, sah ich Sie genießen; diese Familie, die ich nicht kenne, sah ich blühend sich um

Sie entfalten; als ich Ihre Mutter sah, sagte ich mir: ‚So war ganz gewiß meine Mutter!‘ Als ich Ihre Schwester betrachtete, sagte ich mir: ‚Wenn ich eine Schwester gehabt, hätte ich sie nicht anders gewünscht.‘ Als ich Ihren Bruder umarmte, sagte ich mir, ich könnte, genau genommen, ein Kind von diesem Alter haben und auf diese Weise etwas auf dieser Welt hinterlassen; während mit dem Charakter, den ich an mir kenne, ich sterben werde, wie ich gelebt, traurig, den Andern zuwider und mir selbst lästig. Ach! Sie sind glücklich, Roland; Sie haben Familie, Sie haben Ruhm, Sie haben Jugend, Sie besitzen, was auch einem Mann nicht schadet, Schönheit. Keine Freude fehlt Ihnen, kein Glück ist Ihnen versagt; ich wiederhole es Ihnen, Roland, Sie sind ein glücklicher, sehr glücklicher Mensch!“

„Wohl!“ sagte Roland, „aber Sie vergessen meine Pulsadergeschwulst, Mylord.“

Sir John sah den jungen Mann mit ungläubiger Miene an. Roland schien wirklich einer felsenfesten Gesundheit sich zu erfreuen.

„Ihre Pulsadergeschwulst gegen meine Million Renten, Roland,“ sagte Lord Tanley mit einem Gefühle tiefer Trauer, „vorausgesetzt, Sie geben mir mit Ihrer Pulsadergeschwulst diese Mutter, welche vor Freuden weint, wenn sie Sie wiedersieht, diese Schwester, die sich unpäßlich fühlt vor Glück — über Ihre Rückkehr, diesen Knaben, der sich an Ihren Hals hängt, wie eine junge und schöne Frucht an einen jungen und schönen Baum; vorausgesetzt, daß Sie mir mit alle dem noch dieses Schloß mit seinem kühlen Schatten, diesen Fluß mit seinen grünen und

blumenreichen Ufern, diese bläulichen Fernen geben aus denen hübsche Dörfer mit ihren summenden Glockenthürmen wie Storchenheerden hervorschimmern; Ihre Pulsadergeschwulst, Roland, den Tod in drei Jahren, in zwei Jahren, in einem Jahre, in sechs Monaten; aber sechs Monate Ihres reichen bewegten, süßen, abwechslungsvollen, ruhmreichen Lebens! und ich will mich als einen glücklichen Menschen betrachten."

Roland lachte laut auf; es war jenes nervöse Lachen, das ihm eigenthümlich.

„Ah!" sagte er, „da haben wir den Touristen den oberflächlichen Reisenden, den ewigen Juden der Civilisation, der sich nirgends aufhaltend, nichts würdigen lernt, sich in nichts vertieft, alles nach dem Gefühle beurtheilt, das er dabei hat, und ohne die Hütten zu öffnen, in denen die Narren eingeschlossen sind, welche man Menschen nennt, sagt: „Hinter dieser Mauer ist man glücklich." Nun, mein Lieber Sie sehen doch diesen reizenden Fluß, nicht wahr? diese schönen blumendurchwirkten Rasenteppiche, diese hübschen Dörfer? es ist das Bild des Friedens, der Unschuld, der Brüderlichkeit; es ist das Jahrhundert des Saturnus, das goldene Zeitalter, Eden, das Paradies. Nun, und all dieses ist von Menschen bevölkert, welche sich erwürgen; die Jungeln von Calcutta, die Schilfmoore von Bengalen sind nicht mit wilderen Tigern und grausameren Panthern bevölkert, als diese hübschen Dörfer, als diese frischen Rasen, als die Ufer dieses reizenden Flusses. Nach den Leichenfeierlichkeiten für den guten, den großen, den unsterblichen Marat, den man, Gott sei Dank! zuletzt

auf den Schindanger geworfen, wie ein Aas, was er auch war und sogar immer gewesen; nach den Leichenfeierlichkeiten, bei denen jeder eine Urne herbeibrachte, in die er alle Thränen, die er im Leibe hatte, goß, kamen unsere guten Bressen, unsere süßen Bressen, unsere Hühnermäster, auf den Gedanken, alle Republikaner seien Meuchelmörder und haben sie karrenweise ermordet, um ihnen den schändlichen Fehler des wilden oder civilisirten Menschen, seines Gleichen umzubringen, abzugewöhnen. Sie zweifeln? O mein Lieber, auf dem Wege von Lons-le-Saulnier wird man Ihnen, wenn Sie neugierig sind, den Ort zeigen, wo vor noch nicht sechs Monaten eine Metzelei stattfand, welche den wildesten Haudegen unserer Schlachtfelder das Herz umdrehen würde. Denken Sie sich einen Karren voll Gefängener, den man nach Lons-le-Saulnier führte, einen Karren mit Leitern, einen jener ungeheuren Karren, auf denen man die Kälber nach dem Schlachthause führt; in diesem Karren ungefähr dreißig Menschen, deren ganzes Verbrechen thörichte, überspannte Gedanken und drohende Worte waren; alle diese gebunden, geknebelt; der Kopf, der durch die Stöße voll Beulen ist, hängt herab, die Brust keucht vor Durst, Verzweiflung und Angst; Unglückliche, denen nicht mal wie zu Neros und Commodus Zeiten der Kampf des Circus, das bewaffnete Ringen mit dem Tode vergönnt ist; welche die Metzelei überfällt, während sie machtlos und unbeweglich daliegen; welche man in ihren Fesseln erwürgt; die man nicht nur bei lebendigem Leibe, sondern selbst noch im Tode schlägt, auf deren Leichname — wenn in ihnen das

Herz zu schlagen aufgehört — auf deren Leichnam der mit Blei ausgegossene Prügel dumpf und matt ertönt, das Fleisch zerquetschend und die Knochen zermalmend, und Frauen, welche behaglich und vergnügt dieser Metzelei zusehen und die in die Hände klatschenden Kinder über die Köpfe erhebend; Greise, welche an nichts anderes hätten denken sollen, als wie sie christlich sterben wollten, und statt dessen durch ihr Geschrei und ihre Aufhetzerei den verzweiflungsvollen Tod der Unglücklichen erschweren helfen, und inmitten dieser Greise einen kleinen äußerst coquetten, wohlgepuderten Siebziger, der von seinem Spitzenjabot das kleinste Stäubchen wegstöbert, seinen spanischen Tabak aus einer goldenen Dose mit einer Namenschiffer in Diamanten schnupft, seine Ambrapastillen aus einer Sevrebonbonniere nimmt, die ihm Madame Dubarry geschenkt, deren Porträt die Bonbonniere schmückt, — dieser Siebenziger — betrachten Sie das Bild, mein Lieber, stampfte mit seinen kleinen Schuhen auf den Leichnamen herum, die gleichsam nur noch eine Matraze von Menschenfleisch bilden, und ermüdet seinen durch das Alter geschwächten Arm, indem er mit einem spanischen Rohr mit vergoldetem Knopf auf diejenigen der Leichname schlägt, die ihm noch nicht todt genug erscheinen und der Stampfe entgangen sind. Puh! mein Lieber! Ich sah Montebello, ich sah Arcole, ich sah Rivoli, ich sah die Pyramiden, ich glaubte nichts Schrecklicheres mehr sehen zu können. Nun, die einfache Erzählung meiner Mutter, gestern, als Sie nach Ihrem Zimmer gegangen waren, hat meine Haare zu Berge stehen machen! Wahrhaftig! das erklärt

die Krämpfe meiner armen Schwester so gut, als meine Pulsadergeschwulst die meinen."

Sir John sah und hörte Roland mit jenem neugierigen Erstaunen, in welches ihn stets die misanthropen Ergießungen seines jungen Freundes versetzten; in der That schien Roland bei der Conversation immer im Hinterhalt zu liegen, um bei der geringsten Gelegenheit, die sich bot, auf das Menschengeschlecht einen Ausfall zu machen. Er bemerkte, welches Gefühl er bei Sir John hervorgerufen und änderte vollständig den Ton, indem er an die Stelle der philantropen Aufwallung den bittern Spott treten ließ.

„Freilich," sagte er, „sind, abgesehen von diesem ausgezeichneten Aristokraten, der vollendete, was die Menschenschlächter begonnen, und seine rothgefärbten Absätze in dem Blut wieder anfeuchtete, — die Leute, welche diese Art von Executionen vollziehen sind freilich Menschen von niedrigem Stande, Bürger und Bauern, wie unsre Vorahnen gerne sagten, wenn sie von denen sprachen, die sie nährten; die Adeligen benehmen sich dabei eleganter. Sie sahen übrigens, was in Avignon geschehen: wenn man es Ihnen erzählte, nicht wahr, würden Sie es nicht glauben? Diese Herren Diligencenplünderer pikiren sich auf ihre unendliche Delicatesse; sie haben zwei Gesichter, ihre Maske ungerechnet; sie sind bald Cartouches, bald Mandrins, bald Amadisse, bald Galaore. Man erzählt fabelhafte Geschichten von diesen Landstraßenhelden. Meine Mutter erzählte mir gestern von einem Namens Laurent, — Sie verstehen, mein Lieber, Laurent ist ein erdichteter

Name, der den wahren Namen zu verstecken dient, wie eine Maske das Gesicht, — dieser Laurent vereinigte alle Eigenschaften eines Romanhelden in sich, alle Talente*), wie Ihre Engländer sagen, die unter dem Vorwande, daß sie ehedem Normannen gewesen, sich von Zeit zu Zeit erlauben, unsre Sprache mit einem malerischen Ausdrucke zu bereichern, mit einem Wort, deren bettelarme Familie bei unsern Gelehrten um Almosen bat, welche sich aber hüteten, ihr welches zu geben. Der genannte Laurent war nämlich schön bis zum Ideal, er gehörte zu einer Bande von zweiundsiebenzig Genossen Jehu, welche man so eben im Yssengeaux abgeurtheilt hat; siebenzig wurden frei gesprochen, er und einer seiner Genossen allein zum Tode verurtheilt; man sprach die Unschuldigen noch während der Sitzung von der Anklage frei und behielt Laurent und seine Genossen für die Guillotine zurück. Aber halt! Laurent hatte einen zu schönen Kopf, als daß dieser Kopf unter dem gemeinen Eisen eines Henkers fallen sollte; die Richter, welche ihn verurtheilt hatten, die Neugierigen, welche ihn hingerichtet zu sehen erwarteten, hatten jenen körperlichen Empfehlungsbrief der Schönheit, wie Montaigne sagt, vergessen; der Kerkermeister von Yssengeaux hatte ein weibliches Wesen bei sich, seine Tochter, seine Schwester, seine Nichte; die Geschichte, denn es ist eine Geschichte, die ich Ihnen erzähle, nicht ein Roman, die Geschichte ist darüber nicht im Klaren, nur soviel ist gewiß, daß die Frau, wer sie

---

*) Accomplissements — engl. accomplishments.

auch gewesen sein mag, sich in den schönen Verurtheilten solchermaßen verliebte, daß zwei Stunden vor der Hinrichtung, in dem Augenblicke, als Laurent den Henker eintreten zu sehen erwartete und schlief oder that, als schliefe er, wie man's immer in solchen Fällen macht, er seinen rettenden Engel eintreten sah. Wie die Vorkehrungen getroffen waren, kann ich Ihnen nicht sagen, da ich es nicht weiß; die beiden Liebenden sind nicht in dieses Detail eingegangen, aus Gründen; aber soviel ist wahr, — ich erinnere Sie daran, nicht aus den Augen verlieren zu wollen, daß es Wahrheit und nicht eine Fabel ist, — soviel ist wahr, daß Laurent sich befreit sah und nur den Kummer hatte, seinen Kameraden nicht retten zu können, der sich in einem andern Gefängnisse befand: Gensonné, welcher in den gleichen Umständen war, weigerte sich zu fliehen und wollte mit seinen Genossen, den Girondisten, sterben; aber Gensonné hatte nicht den Kopf des Antinous auf dem Körper des Apollo; je schöner der Kopf ist, Sie verstehen, desto mehr hält man darauf. Laurent nahm das Anerbieten an und floh; ein Pferd erwartete ihn im nächsten Dorfe; das junge Mädchen, das seine Flucht hätte verzögern oder hindern können, sollte dort bei Tagesanbruch mit ihm zusammentreffen. Der Tag brach an, brachte jedoch den rettenden Engel nicht; es scheint, unser Ritter hielt mehr auf seine Geliebte, als auf seinen Genossen; er war ohne seinen Genossen geflohen, er wollte jedoch nicht ohne seine Geliebte fliehen. Es war sechs Uhr Morgens, die zur Hinrichtung bestimmte Stunde, die Ungeduld bemächtigte sich seiner. Er hatte seit vier Stunden dreimal den Kopf seines

Pferdes nach der Stadt gewandt, und sich ihr jedesmal mehr genähert; ein Gedanke durchfuhr ihn bei diesem dritten Male: nämlich seine Geliebte sei festgenommen und müsse statt seiner büßen; er war bis zu den ersten Häusern gekommen, er spornt sein Pferd, kehrt in die Stadt zurück, reitet mit entblößtem Gesichte mitten durch die Leute, die ihn beim Namen nennen, ganz erstaunt, ihn frei und zu Pferde zu sehen, während sie ihn geknebelt auf einem Karren erwartet hatten, über den Richtplatz, wo der Henker erfährt, daß einer seiner armen Sünder verschwunden sei, gewahrt seine Befreierin, die mit großer Mühe sich durch die Menge drängt, nicht um die Hinrichtung zu sehen, sondern um zu ihm zu eilen; bei ihrem Anblick hält er sein Pferd an, sprengt dann auf sie zu, wirft drei bis vier Maulaffen um, indem er sie mit der Brust seines Bayard zu Boden stürzt, gelangt endlich bis zu ihr, hebt sie auf den Sattelbogen, stößt einen Freudenschrei aus und verschwindet, indem er seinen Hut schwingt, wie Herr von Condé in der Schlacht von Lens; und das Volk klascht Beifall und die Frauen finden die Handlung heroisch und verlieben sich in den Helden."

Roland hielt inne, als er sah, daß Sir John auf all' dies schwieg, und sah ihn fragend an.

„Fahren Sie nur fort," antwortete der Engländer, „und da ich überzeugt bin, daß Sie all' dies nur sagen, um auf einen Punkt zu kommen, den Sie noch in petto haben, so warte ich."

„Gut," versetzte Roland lachend, „Sie haben Recht, mein Liebster, und Sie kennen mich, auf Ehre, wie wenn wir Freunde aus dem College wären.

Wissen Sie denn, was für eine Idee mir die ganze Nacht im Kopfe herumgegangen? ich möchte mir diese Herren Genossen Jehus einmal näher ansehen."

„Ach, ja, ich begreife, ich begreife, Sie konnten sich nicht durch den Herrn von Barjols tödten lassen, nun wollen Sie es mit Herrn Morgan versuchen."

„Oder einem Andern, mein lieber Sir John," antwortete der junge Offizier ruhig, „denn ich erkläre Ihnen, daß ich nichts Besonderes gegen Herrn Morgan habe, im Gegentheil, obgleich mein erster Gedanke, als er in den Saal trat und seinen kleinen Speech hielt, nicht wahr Sie nennen das einen Speech?"

Sir John machte eine bejahende Bewegung mit dem Kopfe.

„Wohl, obgleich mein erster Gedanke," sagte er, „war, ihm an den Hals zu springen und ihn mit der einen Hand zu erdrosseln, während ich ihm mit der andern seine Maske abgerissen."

„Jetzt, da ich Sie kenne, mein lieber Roland, frage ich mich wirklich, wie Sie ein so schönes Projekt nicht ausführen konnten."

„Es ist nicht meine Schuld, das schwöre ich Ihnen, ich war bereits aufgesprungen, aber mein Kamerade hat mich zurückgehalten."

„Es gibt also auch Leute, die Sie zurückhalten."

„Nicht viele, aber dieser."

„Und Sie bereuen jetzt?"

„Nein, wenn ich die Wahrheit sagen soll; dieser tapfere Diligencenplünderer hat seine kleine Geschichte mit einer Keckheit gemacht, die mir gefiel; ich liebe von Hause aus die tapfern Leute; wenn ich Herr

von Barjols nicht getödtet, hätte ich mögen sein Freund sein. Freilich konnte ich nur dadurch erfahren, wie tapfer er sei, daß ich ihn tödtete. Sprechen wir jedoch von andern Dingen. Dieses Duell gehört zu meinen fatalen Erinnerungen. Weßhalb war ich denn herauf gekommen? Sicher nicht um Ihnen von den Genossen Jehus zu erzählen oder von den Heldenthaten des Herrn Laurent . . . Ach! ja, ich wollte mich mit Ihnen darüber verständigen, was Sie nun anzufangen beabsichtigen. Ich werde alles Mögliche thun, um Sie zu amusiren, mein lieber Gast; aber ich habe zweierlei gegen mich, mein Land, das nicht amusant ist, und Ihre Nation, die nicht leicht zu amusiren ist."

„Ich habe Ihnen bereits gesagt, Roland," versetzte Lord Tanlay, indem er dem jungen Manne die Hand gab, „daß ich das Schloß Noires=Fontaines für ein Paradies halte."

„Wohl. Aber in der Befürchtung, daß Sie Ihr Paradies bald monoton finden möchten, werde ich mein Möglichstes thun, Sie zu zerstreuen. Sind Sie ein Freund der Archäologie, Westminster, Canterbury? Wir haben die Kirche von Brou, ein Wunderwerk, gemeiselte Spitzen von Meister Columban; es existirt eine Legende darüber; ich werde sie Ihnen erzählen, wenn Sie mal Abends nicht einschlafen können. Sie werden die Gräber Margarethens von Bourbon, Philipps des Schönen und Margarethens von Oesterreich sehen; wir werden Ihnen das große Räthsel ihrer Devise zu lösen geben: Fortuna, infortuna, forti una, das ich durch die lateinische Uebersetzung: Fortuna, infortuna forti

una gelöst zu haben glaube. Lieben Sie das Fischen, mein lieber Gast? Sie haben hier die Reyssouſſe zu Ihren Füßen, wenn Sie die Hand ausstrecken, eine Sammlung Leinen und Angeln, welche Edouard gehört, eine Sammlung von Netzen, welche Michel gehört. Die Fische, Sie wissen, das ist das Letzte, womit man sich abgibt. Lieben Sie die Jagd? Wir haben den Park von Seillon hundert Schritte von hier; auf die Bürschjagd freilich muß man verzichten, dagegen haben wir Hetzjagd. Die Wälder meiner alten Popanze, der Karthauser, scheinen Ueberfluß an Säuen, Rehen, Füchsen und Hasen zu haben. Niemand jagt dort, weil der Wald der Regierung gehört, und die Regierung ist in diesem Augenblicke Niemand. In meiner Eigenschaft als Adjutant des Generals Bonaparte werde ich die Lücke ausfüllen und wir wollen sehen, ob Jemand daran Anstoß nimmt, daß ich, nachdem wir an der Etsch auf die Oesterreicher und am Nil auf die Mameluken Jagd gemacht, nun die Wildschweine, Hirsche, Rehe, Füchse und Hasen an der Reyssouſſe jage. Ein Tag Archäologie, ein Tag Fischerei und ein Tag Jagd. So haben wir bereits drei Tage; Sie sehen, mein lieber Gast, wir brauchen nur noch für vierzehn bis sechszehn Tage zu sorgen."

„Mein lieber Roland," sagte Sir John mit tiefer Trauer und ohne auf die wortreiche Improvisation des jungen Offiziers zu antworten; „werden Sie mir nie sagen, welches Fieber in Ihnen brennt, welcher Kummer Sie durchwühlt?"

„Ach! wahrhaftig," machte Roland mit einem Ausbruch durchdringenden und schmerzlichen Lachens,

„ich war nie so heiter als diesen Morgen, Sie haben den Spleen, Mylord, Sie sehen alles schwarz."

„Einst werde ich wirklich Ihr Freund sein," antwortete Sir John ernst, „dann werden Sie mir Ihre vertraulichen Geständnisse machen, und ich werde einen Theil Ihres Kummers tragen."

„Um die Hälfte meiner Pulsadergeschwulst ... Haben Sie Hunger, Mylord?"

„Weßhalb richten Sie diese Frage an mich?"

„Weil ich auf der Treppe die Schritte Edouards höre, der Ihnen sagen will, daß das Frühstück servirt ist."

Wirklich hatte Roland kaum das letzte Wort ausgesprochen, als die Thüre sich öffnete und der Knabe sagte:

„Großer Bruder Roland, Mutter und Schwester Amelie erwarten Mylord und Dich zum Frühstück."

Und sich an die rechte Hand des Engländers hängend, betrachtete er aufmerksam das erste Glied des Daumens, des Zeige- und Ringfingers.

„Wonach suchen Sie, mein junger Freund?" fragte Sir John.

„Ich sehe, ob Sie Tinte an den Fingern haben."

„Und wenn ich Tinte an den Fingern hätte, was würde das bedeuten?"

„Daß Sie nach England wegen meiner Pistolen und meines Säbels geschrieben."

„Nein, ich habe nicht geschrieben," sagte Sir John, „aber ich werde noch heute schreiben."

„Du hörst, großer Bruder Roland, ich werde in

vierzehn Tagen meine Pistolen und meinen Säbel haben."

Und der Knabe, ganz vergnügt, bot seine vollen und festen Wangen Sir John dar, der ihn so zärtlich küßte, als ein Vater gethan.

Dann begaben sich alle drei in den Speisesaal hinab, wo Amelie und Frau von Montrevel sie erwarteten.

## VII.

### Die Lustbarkeiten der Provinz.

Noch am selben Tage brachte Roland einen Theil des verabredeten Planes zur Ausführung; er führte Sir John nach der Kirche von Brou.

Diejenigen, welche diese reizende kleine Kapelle gesehen, wissen, das es eines der hundert Wunder des gothischen Styls ist.

Diejenigen, welche es nicht wissen, haben davon gehört.

Roland, welcher Sir John die Honneurs seines historischen Juwels machen wollte, das er selbst seit sieben Jahren nicht mehr gesehen, war sehr enttäuscht, als er, vor der Facade ankommend, die Nischen der Heiligen leer und den Figuren des Portals den Kopf abgeschlagen fand.

Er fragte nach dem Meßner; man lachte ihm in's Gesicht.

Es gab keinen Meßner mehr.

Er fragte, an wenn er sich wenden müsse, um die Schlüssel zu bekommen.

Man antwortete, an den Capitän der Gendarmerie.

Der Capitän der Gendarmerie war nicht weit entfernt; das zur Kirche gehörende Kloster war in eine Kaserne verwandelt worden.

Roland begab sich nach dem Zimmer des Capitäns und stellte sich als Adjutant des Generals Bonaparte vor. Der Capitän gab ihm mit dem passiven Gehorsam des Untergebenen gegen den Höheren die Schlüssel und folgte hinterdrein.

Sir John wartete vor der Halle und bewunderte trotz der Verstümmlungen, die sie erfahren, die herrlichen Details der Facade.

Roland öffnete die Thüre und fuhr vor Erstaunen zurück: die Kirche war wörtlich vollgepfropft mit Heu, wie eine bis an die Mündung geladene Kanone.

„Was soll das bedeuten?" fragte er den Capitän der Gendarmerie.

„Mein Offizier, das ist eine Vorsicht der Municipalität."

„Wie, eine Vorsicht der Municipalität?"

„Ja."

„Zu welchem Zwecke?"

„Um die Kirche zu erhalten. Man wollte sie demoliren; aber der Maire befahl, daß zur Sühnung des irrigen Cultus, dem sie gedient, sie in ein Futtermagazin verwandelt werden solle."

Roland lachte laut auf und sich an Sir John wendend, sagte er:

„Mein lieber Lord, die Kirche war sehr interes-

sant, aber ich glaube, was dieser Herr hier Ihnen erzählt, ist nicht minder interessant. Sie werden zwar in Straßburg oder Köln, oder Mailand eine Kirche oder einen Dom finden, welche es mit der Kapelle in Bourg aufnehmen, aber Sie werden nicht immer Behörden finden, die dumm genug sind, ein Meisterwerk zu zerstören, und einen Maire, der gescheidt genug, um eine Kirche für Futter daraus zu machen. Tausend Dank, Capitän, hier Ihre Schlüssel."

„Wie ich in Avignon sagte, das erste Mal, als ich die Ehre hatte, Sie zu sehen, mein lieber Roland," versetzte Sir John, „das französische Volk ist ein amüsantes Volk."

„Diesmal, Mylord, sind Sie zu höflich," antwortete Roland, „es ist sehr traurig, daß man das sagen muß; hören Sie: ich begreife die politischen Sündfluthen, welche unsere Gesellschaft seit tausend Jahren umgewälzt; ich begreife die Landmilizen, die Pastourellen, die Jaquerie, die Maillotins, die Bartholomäusnacht, die Ligue, die Fronde, die Dragonnaden, die Revolution, ich begreife den 14. Juli, den 5. und 6. October, den 20. Juni, den 10. August, den 2. und 3. September, den 21. Januar, den 31. Mai, den 30. October und 9. Thermidor; ich begreife die Fackel der Bürgerkriege mit ihrem griechischen Feuer, das sich im Blut entzündet, statt zu erlöschen; ich begreife die Ebbe und Flut der Revolutionen, die Flut, welche in ihrem Steigen sich von nichts zurückhalten läßt, und die Ebbe, die die Trümmer der Institutionen, welche die Flut umgeworfen, mit sich fortreißt; ich begreife all' das, aber Lanze gegen Lanze, Degen gegen Degen, Menschen gegen

Menschen, Volk gegen Volk; ich begreife den tödtlichen Zorn der Sieger, ich begreife die blutige Reaction der Besiegten; ich begreife die politischen Vulkane, welche in den Eingeweiden des Erdballs grollen, die Erde erschüttern, die Throne umstürzen, die Monarchieen über den Haufen werfen und Köpfe und Kronen auf die Schaffote schleudern; aber was ich nicht begreife, ist die Verstümmelung des Granits, die Vogelfreierklärung der Denkmäler, die Zerstörung lebloser Dinge, die weder denen gehören, welche sie zerstören, noch der Zeit, die sie zerstört; das heißt die Einstampfung der riesenhaften Bibliothek, in der der Alterthumsforscher die archäologische Geschichte eines Landes liest. O die Vandalen und Barbaren, ja mehr als dies, die Dummköpfe, die sich an Steinen für die Verbrechen Borgias und die Ausschweifungen Ludwig XV. rächen. Wie gut kannten jene Pharaonen, Memnon, Cheops' und Osymandias', welche ihre Pyramiden nicht aus Guipurelaubwerk und Chorbühnen von Spitzen bauten, sondern aus Granitblöcken von fünfzig Fuß Länge, — wie gut kannten sie den Menschen als den verkehrtesten, zerstörungssüchtigsten, bösartigsten Menschen; sie lachten wohl herzlich aus der Tiefe ihrer Gräber heraus, als sie die Zeit mit ihrer Sense daran arbeiten und die Paschas ihre Nägel daran krumm biegen sahen. Bauen wir deßhalb Pyramiden, mein lieber Lord, es ist in architektonischer Hinsicht nicht schwer, in künstlerischer Hinsicht nicht schön, aber es ist solid, und gestattet einem General nach viertausend Jahren zu sagen: ‚Soldaten, von der Höhe dieser Denkmäler schauen vierzig Jahrhunderte auf euch herab!‘ Wahrhaftig,

mein Ehrenwort, lieber Lord, ich möchte in diesem Augenblick auf eine Windmühle stoßen, um mit ihr Streit zu suchen."

Und Roland, in sein gewöhnliches Lachen ausbrechend, zog Sir John in der Richtung des Schlosses fort.

Sir John hielt ihn an.

„O," sagte er, „war in der ganzen Stadt nichts zu sehen, als die Broukirche?"

„Ehedem, mein lieber Lord," antwortete Roland, „ehe die Kirche in ein Futtermagazin verwandelt wurde, hätte ich Ihnen angeboten, mit Ihnen in die Grüfte der Herzoge von Savoyen hinabzusteigen, wir hätten zusammen einen unterirdischen Gang gesucht, von dem man sagt, daß er existiren soll, der beinahe eine Meile lang ist und wie man versichert, mit der Grotte von Clyseriat in Verbindung steht; bemerken Sie wohl, daß ich niemand als einem Engländer eine solche Lustpartie vorgeschlagen; wir wären dadurch in die Geheimnisse Udolphos der berühmten Anna Redcliffe gedrungen; aber Sie sehen, es ist unmöglich; wir müssen auf die Sache verzichten."

„Und wo werden wir jetzt hingehen?"

„Wahrhaftig, ich weiß nicht; vor zehn Jahren hätte ich Sie nach den Anstalten geführt, wo man die Hühner mästet! Die Hühner von Bresse hatten, wie Sie wissen, einen europäischen Ruf; Bourg war ein Filial des Maststandes von Straßburg. Aber während der Schreckenszeit schlossen, wie Sie sich denken können, die Mäster ihr Geschäft; man stand im Rufe eines Aristokraten, wenn man ein Huhn

aß; und Sie kennen den brüderlichen Refrain: ‚Ah! ça ira, ça ira, ça ira, les aristocrat' à la lanterne!' Nach dem Sturze Robespierres öffneten sie ihr Geschäft wieder; aber seit dem 18. Fructidor herrschte in Frankreich der Befehl, mager zu werden, selbst für das Geflügel. Thut nichts, kommen Sie nur, in Ermangelung von Poularden werde ich Ihnen etwas Anderes zeigen, zum Beispiel den Platz, wo man diejenigen hinrichtete, die welche aßen. Außerdem haben, seit ich nicht mehr in die Stadt kam, unsere Straßen ihre Namen verändert; ich kenne noch immer die Säcke, aber ich kenne die Namen nicht mehr."

„Wie?" fragte Sir John, „Sie sind also kein Republikaner?"

„Ich, kein Republikaner, gehen Sie! ich halte mich im Gegentheile für einen ausgezeichneten Republikaner, und ich bin im Stande mir wie Mucius Scävola die Hand verbrennen zu lassen, oder mich in einen Schlund zu stürzen, wie Curtius, um die Republik zu retten; aber ich habe das Unglück, sehr klar zu sehen: das Lächerliche packt mich unwillkürlich in die Seiten und schüttelt mich, daß ich vor Lachen bersten möchte. Ich lasse gerne die Constitution von 1791 gelten: als jedoch der arme Herault de Sechelles an den Director der Nationalbibliothek schrieb, er solle ihm die Gesetze des Minos schicken, um eine Constitution nach dem Muster der von Creta zu machen, fand ich, daß dies ein wenig weit sein Muster holen heiße und daß wir uns mit dem des Lykurg begnügen könnten. Ich fand, daß Janvier, Fevrier und Mars, so mythologisch sie auch waren, sich mit Nivose, Plu-

viose und Ventose messen konnten. Ich begreife nicht, warum, wenn man im Jahre 1789 Antoine oder Chrysostome hieß, man sich im Jahre 1793 Brutus und Cassius nennt? So sehen Sie hier, Mylord, eine ehrbare Straße, welche die Rue des Halles hieß; darin war nichts Indecentes oder Aristokratisches, nicht wahr? Nun, heute heißt sie, warten Sie (Roland betrachtete die Inschrift) die Rue de la Revolution. Hier eine andere, welche Rue Notre-Dame hieß und heute Rue du Temple genannt wird. Warum Rue du Temple? Um wahrscheinlich den Ort zu verewigen, wo der infame Simon den Erben von dreiundsechzig Königen das Handwerk des Schuhflickens zu lehren versuchte; ich irre mich vielleicht in der Zahl jener Könige, streiten wir nicht darüber. Endlich sehen Sie diese dritte, es war die Rue Crevecoeur, ein berühmter Name in Bresse, Burgund und Flandern; sie heißt die Rue de la Fédération. Die Fédération (Bund) ist eine hübsche Sache, aber Crevecoeur war ein schöner Name. Und dann sehen Sie, sie führt heute ganz gerade auf den Guillotinenplatz, was nach meiner Ansicht unrichtig ist. Ich wünschte, es gäbe überhaupt keine Straßen, die nach diesen Plätzen führten. Dieser hat einen Vortheil, er ist hundert Schritte von dem Gefängnisse entfernt, was dem Herrn von Bourg einen Karren und ein Pferd ersparte und erspart. Bemerken Sie wohl, der Henker ist adelig geworden. Uebrigens ist der Platz vortrefflich für die Zuschauer, und mein Ahnherr Montrevel, dessen Namen er trägt, hat ohne Zweifel, seine künftige Bestimmung ahnend, das noch in den Theatern zu lösende große Problem, daß man

überall gut sieht, wirklich gelöst. Wenn man mir jemals den Kopf abschneidet, was in unseren Zeiten nichts außerordentliches wäre, so würde ich nur Eines bedauern: schlechter placirt zu sein und weniger gut zu sehen, als die Andern. Wir wollen jetzt diesen kleinen Absatz hinaufsteigen; so, nun stehen wir auf der Place des Lices (Turniere). Unsere Revolutionsmänner haben ihm den Namen gelassen, weil sie aller Wahrscheinlichkeit nach nicht wissen, was das heißen will; ich weiß es ebenso wenig, als sie, aber ich glaube mich zu entsinnen, daß ein Sire d'Estavayer ich weiß nicht welchen vlämischen Grafen herausgefordert und daß der Kampf auf diesem Platze stattfand. Das Gefängniß nun, mein lieber Lord, wird Ihnen eine Idee von dem menschlichen Wechsel geben. Gil Blas hat nicht öfter seinen Stand verändert, als dieser Bau seine Bestimmung. Vor der Ankunft Cäsars war es ein gallischer Tempel; Cäsar machte eine römische Festung daraus; ein unbekannter Architect verwandelte es in einen militärischen Bau des Mittelalters; die Herren von Baye machten wieder nach Cäsars Beispiel eine Veste daraus. Die Fürsten von Savoyen hatten hier eine Residenz; hier wohnte die Muhme Karl V., als sie die Kirche von Brou besuchte, die vollendet zu sehen ihr nicht mehr vergönnt war. Endlich nach dem Tractat von Lyon, als die Bresse wieder an Frankreich kam, machte man zugleich ein Gefängniß und einen Justizpalast daraus. Erwarten Sie mich hier, Mylord, wenn Sie nicht Lust haben, das Aechzen der Gitter und das Knarren der Riegel zu hören. Ich muß in einem gewissen Gefängniß einen Besuch abstatten."

„Das Aechzen der Gitter und das Knarren der Riegel sind gerade kein sehr erquickliches Geräusch, aber thut nichts, da Sie sich mit meiner Bildung beschäftigen wollen, führen Sie mich in Ihr Gefängniß."

„Nun gut, treten wir rasch ein; es scheint mir, daß ich eine Menge Leute sehe, die nur sprechen zu wollen Miene machen."

Und wirklich schien sich nach und nach eine Unruhe in der Stadt zu verbreiten; man lief aus den Häusern, man bildete auf der Straße Gruppen und diese Gruppen deuteten neugierig auf Roland.

Roland läutete an dem Gitterthor, das dazumal sich an demselben Orte befand, wo es noch heute ist, aber auf den Hof des Gefängnisses führte.

Ein Pförtner kam, um zu öffnen.

„Ah, ah! Sind Sie es noch immer, Vater Courtois?" fragte der junge Mann.

Und sich nach Sir John umkehrend, fügte er hinzu:

„Nicht wahr, Mylord, ein hübscher Name für einen Gefangenwärter?"

Der Pförtner sah den jungen Mann erstaunt an.

„Wie kommt es," fragte er durch das Gitter, „daß Sie meinen Namen wissen und daß ich den Ihren nicht weiß?"

„Wohl! ich weiß nicht nur Ihren Namen, sondern auch Ihre Ansicht; Sie sind ein alter Royalist, Vater Courtois."

„Mein Herr," sagte der Gefangenwärter ganz erschrocken, „keine schlechten Späße, wenn es gefällig, sagen Sie, was Sie wollen."

„Nun, mein braver Vater Courtois, ich wünschte das Gefängniß zu sehen, in das man meine Mutter

und meine Schwester, Frau und Fräulein von Montrevel, geworfen."

„Ah!" rief der Wächter, „wie, sind Sie es, Herr Louis? Ach, ja, Sie hatten Recht, als Sie sagten, daß ich Sie nicht kenne! Wissen Sie, daß Sie ein recht hübscher Junge geworden sind."

„Finden Sie, Courtois? Nun, ich bezahle Sie in gleicher Münze, Ihre Tochter, Charlotte, ist meiner Treu ein hübsches Mädchen; Charlotte ist die Kammerfrau meiner Schwester, Mylord."

„Und sie ist darüber sehr glücklich, sie befindet sich dort besser, als hier. Herr Roland, ist es wahr, daß Sie Adjutant des Generals Bonaparte sind?"

„Leider, Courtois, habe ich diese Ehre. Du würdest es lieber sehen, wenn ich Adjutant des Herrn Grafen von Artois oder des Herrn Herzogs von Angoulême wäre."

„Aber schweigen Sie doch, Herr Louis."

Dann näherte er sich dem Ohre des jungen Mannes und sagte:

„Ist es wirklich wahr?"

„Was, Vater Courtois?"

„Daß der General Bonaparte gestern durch Lyon kam?"

„Es scheint etwas Wahres an dieser Neuigkeit zu sein; denn ich höre sie schon zum zweiten Male wiederholen. Ach, ich begreife jetzt die guten Leute, die mich so neugierig betrachteten und Fragen an mich richten zu wollen schienen; sie wünschen zu wissen, was sie bezüglich dieser Ankunft des Generals Bonaparte glauben sollen."

„Sie wissen nicht, was man noch sagt, Herr Louis?“

„Man sagt noch Anderes, Vater Courtois?“

„Das will ich meinen, daß man noch Anderes sagt, aber ganz leise.“

„Was denn?“

„Man sagt, daß er von dem Direktorium den Thron Seiner Majestät Ludwig XVIII. reclamiren wolle, um ihn darauf zu setzen, und daß, wenn der Citoyen Gossier als Präsident ihn nicht gutwillig hergeben werde, er ihn mit Gewalt erzwingen wolle.“

„Ah bah!“ machte der junge Offizier mit einer Miene des Zweifels, die an Spott streifte.

Aber Vater Courtois beharrte auf seiner Ansicht durch ein bestätigendes Nicken des Kopfes.

„Es ist möglich,“ sagte der junge Mann, „aber was dies betrifft, so ist es nicht die zweite Neuigkeit, sondern die erste; und nun, da Sie mich wieder erkennen, wollen Sie mir öffnen?“

„Ihnen öffnen, ja freilich, was zum Teufel thue ich denn?“

Und der Gefangenwärter öffnete die Thüre ebenso dienstfertig, als er anfangs dazu sehr wenig geneigt schien.

Der junge Mann trat ein; Sir John folgte ihm.

Der Gefangenwärter schloß das Gitter sorgfältig und ging voran; Roland folgte, der Engländer ging zuletzt.

Er begann, sich an den phantastischen Charakter seines jungen Freundes zu gewöhnen.

Der Spleen ist die Misanthropie ohne die wun=

derlichsten Einfälle Timons und den Geist der Alceste.

Der Gefangenwärter durchschritt den ganzen Hof, der vom Justizpalaste durch eine Mauer von fünfzehn Fuß Höhe getrennt ist, welche gegen die Mitte um einige Fuß im rechten Winkel zurücktritt, und in deren vordern Theil man eine Thüre von massivem Eichenholz angebracht, damit die Gefangenen hier durch gehen könnten, ohne daß sie die Straße zu passiren brauchten. Der Gefangenwärter, sagten wir, durchschritt den ganzen Hof und betrat in der linken Ecke des Hofes eine Wendeltreppe, welche nach dem Innern des Gefängnisses führte.

Wenn wir diese Details beschreiben, so geschieht es, weil wir später auf diese Localitäten zurückkommen werden, und wir dem zufolge wünschen müssen, daß sie, wenn wir an jenem Punkte unserer Erzählung angelangt sind, dem Leser nicht ganz fremd seien.

Die Treppe führte zuerst in das Vorzimmer des Gefängnisses, das heißt, in das Zimmer der Präsidialwache; von diesem Zimmer stieg man dann über zehn Stufen in einen ersten Hof, der von dem der Gefangenen durch eine Mauer in der Art wie die früher beschriebene, nur mit drei Thüren getrennt war; am Ende dieses Hofes führte ein Gang in das Zimmer des Gefangenwärters, von welchem aus ein zweiter Gang ebenen Fußes in Gefängnisse führte, welche malerisch Käfige genannt wurden.

Der Gefängnißwärter blieb vor dem ersten dieser Käfige stehen und sagte, an die Thüre pochend:

„Hier hatte ich Ihre Frau Mutter und Fräulein Schwester eingesperrt, damit, wenn diese lieben

Damen mich oder Charlotten brauchten, sie nur pochen durften."

„Ist Jemand in diesem Gefängnisse?"

„Nein."

„Nun, so erzeigen Sie mir die Gefälligkeit, die Thüre zu öffnen; hier mein Freund Lord Tannlay, ein menschenfreundlicher Engländer, reist um zu sehen, ob man besser daran in französischen Gefängnissen, als in englischen. Treten Sie ein, Lord, treten Sie ein."

Und als Vater Courtois die Thüre geöffnet, drängte Roland Sir John in ein Gefängniß, das ein vollkommenes Viereck von zwölf Fuß auf allen Seiten bildete.

„O, o!" machte Sir John, „der Ort ist traurig."

„Sie finden? Nun, mein lieber Lord, das ist der Ort, wo meine Mutter, die würdigste Frau, die es auf der Welt gibt, und meine Schwester, Sie kennen sie, sechs Wochen zugebracht, mit der Aussicht, ihn nicht zu verlassen, als um einen Gang nach dem Platz der Bastion zu machen: bemerken Sie wohl, es ist fünf Jahre her, meine Schwester war also kaum zwölf Jahre alt."

„Aber welches Verbrechen hatten sie denn begangen?"

„O ein ungeheures Verbrechen: bei dem Jahresfeste, welches die Stadt Bourg am Todestag des Volksfreundes feiern zu müssen glaubte, weigerte sich meine Mutter, meine Schwester eine der Jungfrauen machen zu lassen, welche die Urnen trugen, die die Thränen Frankreichs enthielten. Was wollen Sie? Die arme Frau hatte geglaubt, genug für das Vaterland gethan zu haben, indem sie ihm das Blut

ihres Sohnes und ihres Gatten dargebracht, von denen der Eine das seine in Italien, der Andere in Deutschland vergoß; sie täuschte sich. Das Vaterland, wie es scheint, forderte auch noch die Thränen ihrer Tochter; diesmal fand sie, daß es zuviel sei, namentlich sobald diese Thränen für den Citoyen Marat floßen. Die Folge davon war, daß noch am Abend des Festes mitten in dem Enthusiasmus, welchen dieses Fest hervorgerufen, meine Mutter in Anklagestand versetzt wurde. Zum Glücke stand Bourg in Beziehung auf Raschheit des Verfahrens nicht auf der Höhe von Paris. Ein Freund, den wir auf der Gerichtskanzlei hatten, wußte die Sache hinauszuziehen, und eines Tages erfuhr man plötzlich zu gleicher Zeit den Sturz und Tod Robespierres. Das unterbrach vielerlei, unter anderem die Guillotinaden; unser Freund auf der Gerichtskanzlei machte dem Tribunal begreiflich, daß der Wind, der von Paris wehe, ein gnädiger sei; man wartete acht Tage, man wartete vierzehn Tage, am fünfzehnten kündigte man meiner Mutter an, daß sie frei sei; wenn somit, mein Lieber, — und das führt zu den tiefsten philosophischen Reflexionen — wenn somit Fräulein Therese Cabarus nicht von Spanien nach Frankreich gekommen, wenn sie nicht den Parlamentsrath Herrn Fontenay geheirathet, wenn sie nicht festgenommen worden und vor den Proconsul Tallien geführt worden, den Sohn des Haushofmeisters des Marquis von Bercy, Exschreiber des Procurators, Exdruckereifaktor, Exexpeditionscommis, Exsekretär des Gemeinderaths von Paris, für den Augenblick mit einer Mission in Bordeaux beauftragt, wenn der Expro=

consul sich nicht in sie verliebt hätte, wenn sie nicht eingesperrt worden wäre, wenn sie ihm nicht am 9. Thermidor einen Dolch mit den Worten gegeben: „Wenn der Tyrann heute nicht stirbt, so sterbe ich morgen," wenn Saint Just nicht mitten in seiner Verhandlung arretirt worden wäre, wenn Robespierre nicht an jenem Tage eine Katze im Halse gehabt, wenn Garnier de l'Aube ihm nicht zugerufen: „Das Blut Dantons erstickt Dich!", wenn Louchez seine Arretirung nicht verlangt hätte, wenn er nicht arretirt, befreit und wieder ergriffen worden, sich nicht mit einem Pistolenschuß die Kinnlade zerschmettert, und er am andern Tage hingerichtet worden wäre, — meine Mutter hätte ohne Zweifel ihren Kopf dem Henkerbeile bieten müssen, weil sie nicht erlaubte, daß ihre Tochter für den Citoyen Marat in eine der zwölf Urnen weine, welche die Stadt Bourg mit ihren Thränen füllen mußte. Lebe wohl, Courtois, Du bist ein braver Mann, Du gabst meiner Schwester und meiner Mutter etwas Wasser, um es unter ihren Wein zu mischen, etwas Fleisch, um es auf ihr Brot zu legen, etwas Hoffnung, um ihr Herz aufzurichten, Du botest ihnen Deine Tochter an, daß sie nicht selbst ihren Kerker kehren mußten, das würde ein Vermögen werth sein; aber unglücklicher Weise bin ich nicht reich; ich habe fünfzig Louisd'ors bei mir, hier sind sie. Kommen Sie, Mylord."

Und der junge Mann zog Sir John fort, ehe der Gefangenwärter sich von seinem Staunen erholt hatte und Zeit bekam, Roland zu danken oder die fünfzig Louisd'or auszuschlagen, was freilich ein ziemlich großer Beweis von Uneigennützigkeit für

einen Gefangenwärter gewesen wäre, namentlich wenn dieser eine ganz entgegengesetzte Ansicht mit der Regierung hat, der er dient.

Als sie das Gefängniß verließen, fanden Roland und Sir John die Place des Lices voll von Leuten, welche die Rückkehr des Generals Bonaparte nach Frankreich erfahren hatten und „Es lebe Bonaparte!“ aus vollem Halse schrieen, die Einen, weil sie wirklich Bewunderer des Siegers von Arcole, Rivoli und bei den Pyramiden waren, die Andern, weil man ihnen wie dem Vater Courtois gesagt hatte: dieser Sieger habe nur im Interesse Ludwig XVIII. gesiegt.

Diesmal schlugen Roland und Sir John, da sie Alles gesehen, was die Stadt Bourg Interessantes bot, den Weg nach dem Schlosse Noires Fontaines ein, wo sie ankamen, ohne daß sie sonst Etwas aufgehalten.

Frau von Montrevel und Amelie waren ausgegangen. Roland setzte Sir John in einen Fauteuil, indem er ihn bat, fünf Minuten zu warten.

Nach Verfluß von fünf Minuten kam er zurück, indem er in der Hand eine Art Broschüre, auf grauem Papier und ziemlich schlecht gedruckt, hielt.

„Mein lieber Gast,“ sagte er, „Sie schienen mir einige Zweifel an der Wahrheit des Festes zu hegen, von dem ich Ihnen soeben erzählte, und das meiner Mutter und Schwester beinahe das Leben gekostet; ich bringe Ihnen das Programm; lesen Sie dies; ich will indessen sehen, was man mit meinen Hunden gemacht, denn ich nehme an, daß Sie mir den Fischtag schenken und daß wir sogleich zur Jagd übergehen.“

Damit ging er weg, indem er in Sir Johns Händen den Beschluß der Municipalität der Stadt Bourg wegen der Leichenfeier zu Ehren Marats, welche am Jahrestage seines Todes stattfinden sollte, zurückließ.

## VIII.

### Die Lustbarkeiten der Provinz.

Sir John war gerade mit der Lectüre dieses interessanten Actenstücks zu Ende, als Frau von Montrevel und ihre Tochter zurückkehrten.

Amelie, welche durchaus nicht wußte, daß zwischen Roland und Sir John so häufig von ihr verhandelt wurde, war über den Ausdruck erstaunt, mit welchem Sir John seinen Blick auf sie heftete.

Amelie erschien ihm reizender denn je.

Er begriff diese Mutter wohl, welche mit Gefahr ihres Lebens nicht gewollt hatte, daß dieses reizende Geschöpf seine Jugend und Schönheit profanire, indem es als Comparse bei einem Feste diente, dessen Gott jenes stinkende Aas war, das den Namen Marat trug.

Er gedachte des kalten und feuchten Gefängnisses, das er vor einer Stunde besucht, und schauerte bei dem Gedanken, daß dieser weiße und zarte Hermelin, auf dem seine Blicke ruhten, sechs Wochen ohne Luft und Sonne dort eingeschlossen gewesen.

Er betrachtete diesen vielleicht etwas zu langen Hals, der jedoch voll Weichheit und Anmuth trotz

seinem Uebermaße war, und erinnerte sich des melancholischen Worts der armen Prinzessin von Lamballe, welche mit der Hand über den ihren strich und sagte: „Er wird dem Henker nicht viel Mühe machen!"

Die Gedanken, welche sich im Geiste Sir Johns folgten, verliehen seiner Physiognomie einen so verschiedenen Ausdruck von dem, den sie gewöhnlich hatte, daß Frau von Montrevel unwillkürlich ihn fragen mußte, was er habe.

Sir John erzählte darauf Frau von Montrevel seinen Besuch im Gefängnisse und die fromme Pilgerfahrt Rolands nach dem Kerker, der seine Mutter und Schwester in seinen vier Mauern gesehen.

Als Sir John seinen Bericht schloß, ließ sich eine Jagdfanfare hören, welche das Bien-aller blies, und Roland trat mit dem Horn am Munde ein.

Aber er nahm es beinahe im selben Augenblicke ab und sagte:

„Mein lieber Gast, danken Sie meiner Mutter: sie ist schuld, daß wir morgen eine prachtvolle Jagd haben werden."

„Ich?" fragte Frau von Montrevel.

„Wie so?" fragte Sir John.

„Ich verließ Sie, um zu sehen, was man mit meinen Hunden gemacht, nicht wahr?"

„So sagten Sie wenigstens."

„Ich besaß deren zwei, Barbichon und Ravaude, zwei ausgezeichnete Thiere, das Männchen und das Weibchen."

„O!" machte Sir John, „sollten sie todt sein?"

„Ach ja wohl! Denken Sie sich, diese ausgezeich-

nete Mutter," und er nahm Frau von Montrevel beim Kopfe und küßte sie auf beide Wangen, „wollte nicht, daß man ein Einziges von den Jungen, die sie warfen, in das Wasser werfe, indem sie behauptete, es seien die Hunde meiner Hunde; auf diese Weise, mein lieber Lord, ist die Zahl der Nachkömmlinge von Barbichon und Ravaude bis ins dritte Glied so groß geworden, als die der Nachkömmlinge Ismaels, und ich besitze nicht mehr ein Paar Hunde, sondern eine ganze Meute, fünfundzwanzig Thiere, alle trefflich dressirt und schwarz wie ein Rudel Maulwürfe, mit weißen Pfoten, Feuer in den Augen und der Brust, und ein Regiment gerader Schwänze, daß Sie ihre Freude daran haben werden."

Roland blies eine neue Fanfare, welche seinen kleinen Bruder herbeirief.

„O!" rief der Knabe eintretend, „Du gehst Morgen auf die Jagd, Roland, ich gehe mit, ich gehe mit, ich gehe mit!"

„Gut!" machte Roland, „aber weißt Du, auf welche Jagd wir gehen?"

„Nein, aber ich weiß, daß ich mitgehe."

„Wir gehen auf die Schweinsjagd."

„O! welches Glück!" machte der Knabe, indem er die kleinen Hände zusammenschlug.

„Aber Du bist ein Narr!" sagte Frau von Montrevel blaß werdend.

„Weßhalb dies, Frau Mama, wenns beliebt?"

„Weil die Jagd auf Wildschweine eine sehr gefährliche Jagd ist."

„Nicht so gefährlich, als die Jagd auf Menschen; Du siehst wohl, daß mein Bruder von dieser zurück=

gekehrt ist, ich werde von der Andern wohl auch zurückkommen."

„Roland," machte Frau von Montrevel, während Amelie, in eine tiefe Träumerei versunken, keinen Theil an dem Gespräche nahm, „Roland, bringe doch Edouard Vernunft bei, und sage ihm, daß er nicht bei Sinnen ist."

Aber Roland, der sich in seine Knabenjahre zurückversetzt sah, und sich in seinem Bruder wieder erkannte, statt ihn zu tadeln, lächelte über diesen kindlichen Muth.

„Recht gerne werde ich Dich mitnehmen," sagt er zu dem Knaben; „aber um auf die Jagd zu gehen, muß man wenigstens wissen, was eine Flinte ist."

„O mein Herr Roland," machte Edouard, „kommen Sie ein wenig in den Garten, halten Sie Ihren Hut auf fünfzig Schritte und ich will Ihnen zeigen was eine Flinte ist."

„Unglückliches Kind!" rief Frau von Montrevel zitternd, „aber wo hast Du das gelernt?"

„Nun, beim Waffenschmid von Montagnac, wo die Gewehre von Papa und Bruder Roland sind. Du fragst mich bisweilen, was ich mit meinem Geld thue, nicht wahr? Nun, ich kaufe Pulver und Kugeln und lerne die Oestreicher und Araber tödten, wie es mein Bruder Roland macht."

Frau von Montrevel hob die Hände zum Himmel.

„Was wollen Sie, meine Mutter?" sagte Roland, „Art läßt nicht von Art; es ist nicht möglich, daß ein Montrevel Furcht vor dem Pulver hat. Du wirst Morgen mit uns kommen, Edouard."

Der Knabe sprang seinem Bruder an den Hals.

„Und ich übernehme es," sagte Sir John, „Sie heute als Jäger zu armiren, wie man ehedem einen als Ritter armirte. Ich habe eine reizende kleine Flinte, die ich Ihnen geben werde und die Sie Geduld haben lassen wird, bis die Pistolen und der Säbel ankommen."

„Nun!" fragte Roland, „bist Du zufrieden, Edouard."

„Ja, aber wann werden Sie sie mir geben? Wenn Sie zuerst nach England schreiben müssen, so sage ich Ihnen zum Voraus, daß ich nicht daran glaube."

„Nein, mein junger Freund, ich brauche nur in mein Zimmer hinaufzugehen, und meinen Gewehrkästen zu öffnen; Sie sehen, daß das bald gethan ist?"

„Nun, so wollen wir gleich hinaufgehen."

„Kommen Sie!" machte Sir John.

Und er ging, gefolgt von Edouard.

Einen Augenblick später stand Amelie, welche noch immer in ihre Träumereien versunken war, auf und ging gleichfalls weg.

Weder Frau von Montrevel, noch Roland achteten auf dieses Weggehen. Sie waren in einer ernsten Verhandlung begriffen.

Frau von Montrevel suchte von Roland auszuwirken, daß er seinen kleinen Bruder am andern Tage nicht mit auf die Jagd nehme, und Roland erklärte ihr, daß Edouard, der einmal wie Vater und Bruder zum Soldaten bestimmt sei, nicht früh genug seine ersten Waffengänge machen und mit Pulver und Blei vertraut werden könne.

Die Verhandlung war noch nicht zu Ende, als Edouard mit seiner Flinte am Bandelier eintrat.

„Sieh, Bruder," sagte er und wandte sich nach Roland um, „sieh doch das hübsche Geschenk, das mir Mylord gemacht," und dabei dankte er mit dem Blicke Sir John, welcher an der Thüre stand und vergeblich mit seinen Augen Amelie suchte.

Es war wirklich ein prachtvolles Geschenk: die Waffe, mit jener Einfachheit im Schmucke und der Form, welche den englischen Waffen eigen ist, war von der kostbarsten Vollkommenheit; wie die Pistolen, deren Vortrefflichkeit Roland würdigen konnte, ging sie aus den Ateliers von Menthon hervor, und trug eine Kugel vom Kaliber vierundzwanzig.

Sie mußte für eine Frau gemacht sein: es war dies leicht zu sehen an der Länge des Kolben und dem Sammtkissen, welches am Anschlag angebracht war; diese ursprüngliche Bestimmung machte daraus eine für den Wuchs eines Knaben von zwölf Jahren vollkommen geeignete Waffe.

Roland nahm die Flinte von den Schultern des kleinen Edouard, betrachtete sie mit Kennerblicken, ließ das Schloß spielen, legte sie an die Wange, warf sie von einer Hand in die andere, und gab sie Edouard zurück, indem er sagte:

„Danke noch einmal, Mylord, Du hast da eine Flinte, die für einen Königssohn gemacht ist; wir wollen sie probiren."

Und alle drei gingen hinaus, um die Flinte zu probiren, während Frau von Montrevel traurig wie Thetis, als sie Achilles unter seinem Frauenrock das

Schwert des Ulysses aus der Scheide ziehen sah, zurückblieb.

Eine Viertelstunde darauf kehrte Edouard triumphirend zurück; er brachte seiner Mutter einen Karton von der Größe eines Hutes, in welchen er auf fünfzig Schritte zehn Kugeln von zwölf geschossen hatte.

Die beiden Männer waren im Park geblieben und gingen plaudernd spazieren.

Frau von Montrevel hörte die etwas gascognische Erzählung der Heldenthaten Edouards an; dann betrachtete sie ihn mit jener langen und heiligen Trauer der Mutter, für welche der Ruhm kein Ersatz ist für das Blut, das um seinetwillen vergossen wird.

O! das undankbare Kind, das diesen Blick auf sich geheftet sah, und sich nicht ewig an diesen Blick erinnert.

Nach Verfluß von einigen Minuten solch' schmerzlicher Betrachtung murmelte sie, in Schluchzen ausbrechend, während sie ihren zweiten Sohn an das Herz schloß:

„Auch Du, auch Du, wirst also eines Tages Deine Mutter verlassen?"

„Ja, Mutter," sagte das Kind, „aber um General zu werden, wie mein Vater, oder Adjutant, wie mein Bruder."

„Und um Dich tödten zu lassen, wie Dein Vater, und wie es vielleicht auch Deinem Bruder noch geschehen wird."

Denn die seltsame Veränderung, welche in Rolands Charakter vorgegangen, war Frau von Mon=

trevel nicht entgangen, und eine neue Besorgniß war zu ihren übrigen Besorgnissen hinzugekommen.

Zu den letzteren mußte man das träumerische Wesen und die Blässe Amelies zählen.

Amelie erreichte ihr siebenzehntes Jahr; ihre Jugend war die eines lachenden Kindes gewesen, voll Freude und Gesundheit.

Der Tod ihres Vaters warf einen schwarzen Schleier auf ihre Jugend und Heiterkeit; aber die Stürme des Frühlings gingen rasch vorüber: das Lächeln, diese schöne Sonne der Morgendämmerung des Lebens, war wiedergekehrt, und wie das der Natur hatte es den Thau des Herzens, den man Thränen nennt, durchstrahlt.

Eines Tages aber, es waren ungefähr sechs Monate, hatte sich die Stirne Amelies wieder verdüstert, ihre Wangen waren blaß geworden, und wie die Wandervögel beim Herannahen der Nebelzeit davonziehen, so war das kindliche Lächeln, das den halbgeöffneten Lippen und weißen Zähnen entschlüpft, von dem Munde Amelies weggeflogen, um nie wiederzukehren.

Frau von Montrevel hatte ihre Tochter darum befragt, Amelie behauptete jedoch immer dieselbe zu sein; sie hatte einen Versuch gemacht, zu lächeln, aber wie ein in den See geworfener Stein bewegliche Kreise darin entstehen macht, die nach und nach verschwimmen, so waren auch die Kreise, welche die mütterliche Besorgniß geschaffen, nach und nach von dem Gesichte Amelies verschwunden.

Mit dem bewundernswürdigen Instinkte der Mutter hatte Frau von Montrevel an Liebe gedacht:

aber wen sollte Amelie lieben? Man empfing von Niemanden Besuche auf dem Schlosse Noires Fontaines, die politischen Wirren hatten die Gesellschaft vernichtet, und Amelie ging nie allein aus.

Frau von Montrevel war deßhalb gezwungen, sich mit Vermuthungen zu begnügen.

Die Heimkehr Rolands hatte einen Augenblick ihre Hoffnung wieder angefacht, aber diese Hoffnung erlosch bald, als sie den Eindruck sah, welchen diese Rückkehr auf Amelie hervorbrachte.

Es war nicht eine Schwester, es war ein Gespenst, wie man sich erinnert, was ihm entgegenkam.

Seit der Ankunft ihres Sohnes hatte Frau von Montrevel Amelie nicht aus den Augen verloren, mit einem schmerzlichen Erstaunen gewahrte sie die Wirkung, welche die Anwesenheit des jungen Offiziers auf seine Schwester hervorbrachte; sie, deren Augen, wenn sie sich ehedem auf Roland hefteten, so voll Liebe waren, schien ihn jetzt nur mit einer gewissen Bangigkeit betrachten zu können.

Es war kein Augenblick mehr, wo Amelie nicht die erste Gelegenheit benützt hätte, die sich ihr bot, um in ihr Zimmer hinaufzugehen, den einzigen Ort des Schlosses, wo sie sich ziemlich wohl zu fühlen schien, und wo sie seit sechs Monaten den größten Theil ihrer Zeit zubrachte.

Die Glocke, welche zum Diner läutete, war die einzige Macht, die sie herabzukommen veranlassen konnte, und erst beim zweiten Läuten trat sie in den Speisesaal.

Roland und Sir John hatten den Tag, wie wir

geschildert, mit Vorbereitungen auf die Jagd vom folgenden Tag zugebracht.

Von Morgens bis Mittags wollte man ein Treibjagen, von Mittag bis Abend eine Hetzjagd anstellen. Michel, ein curagirter Wilderer, welcher, wie der kleine Edouard seinem Bruder erzählt hatte, durch eine Verrenkung an seinen Stuhl gebannt war, fühlte sich leichter, sobald es sich um eine Jagd handelte, und hatte sich auf ein kleines Pferd geschwungen, mit dem man gewöhnlich die Gänge des Hauses besorgte, um die Treiber in Saint Just und Montagnac zurückzuhalten.

Er, der weder treiben noch jagen konnte, sollte sich mit der Meute, den Pferden Sir John's, Roland's und den Pony Edouards ungefähr in der Mitte des Waldes aufhalten, welchen nur eine Straße und zwei gangbare Pfade durchschnitten.

Die Treiber, welche nicht die ganze Jagd aushalten könnten, sollten sich mit dem geschossenen Wild nach dem Schloß begeben.

Am andern Tage, um sechs Uhr Morgens, waren die Treiber am Thor.

Michel sollte erst um elf Uhr mit den Hunden und den Pferden sich auf den Weg machen.

Das Schloß Noires Fontaines lag hart an dem Walde von Seillon; man konnte sich deßhalb, sobald man das Gitterthor hinter sich hatte, auf die Jagd begeben.

Da das Treibjagen namentlich Damhirsche, Rehe und Hasen versprach, so mußte man mit Schroten schießen, Roland gab Edouard eine einfache Flinte, welche ihm gedient, als er noch ein Knabe war und

mit dem er seine ersten Waffengänge machte; er besaß noch nicht Vertrauen genug auf seine Klugheit, um ihm eine doppelläufige Flinte anzuvertrauen.

Die Flinte, welche ihm Sir John am Tage zuvor geschenkt, hatte einen gezogenen Lauf, mit welchem man nur Kugeln schießen konnte. Sie wurde deßhalb Michel übergeben und sollte dem Knaben, wenn man auf ein Wildschwein Jagd machte, für den zweiten Theil der Jagd zurückgegeben werden.

Für diesen zweiten Theil der Jagd wollten auch Roland und Sir John die Flinten wechseln und solche mit zwei Läufen, nebst Jägdmessern, spitzig wie Dolche, scharf wie Rasirmesser nehmen, welche aus dem Arsenale Sir John's stammten, und entweder an die Seite gehängt oder auf den Lauf wie Bajonnete aufgesteckt werden.

Gleich bei dem ersten Treiben war leicht zu sehen, daß die Jagd gut werden würde: man schoß ein Reh und zwei Hasen.

Um Mittag waren zwei Damhirsche, sieben Rehe und zwei Füchse geschossen; man hatte zwei Wildschweine gesehen, aber auf die Kugeln, die man ihnen nachgejagt, hatten sie die Haut geschüttelt und waren verschwunden.

Edouard war außer sich vor Freude, er hatte ein Reh geschossen.

Wie ausgemacht, waren die Treiber, gut belohnt für die Mühe, die sie gehabt, mit dem Wildpret nach dem Schlosse geschickt worden.

Man blies mit einer Art Hörnchen, um zu wissen, wo Michel sei; Michel antwortete; in weniger als

sechs Minuten waren die drei Jäger bei dem Gärtner, der Meute und den Pferden.

Michel hatte einen Bacher ausgespürt, und ihn durch seinen älteren Sohn umgehen lassen; er war hundert Schritte von den Jägern eingekreist.

Jacques, so hieß der ältere Sohn Michels, ging mit dem Kopfe seiner Meute, Barbichon und Ravaude, über die Einkreisung; nach Verfluß von fünf Minuten erschien das Thier am Eingang.

Man hätte es alsbald niederschießen oder wenigstens nach ihm schießen können, aber die Jagd wäre zu bald zu Ende gewesen; man hetzte die ganze Meute auf das Thier, das, diesen Haufen von Pygmäen auf sich losstürzen sehend, in kurzem Trott davonsprang.

Es rannte über den Weg; Roland behielt es im Auge, und da das Thier die Richtung nach der Karthause von Seillon einschlug, ritten die drei Reiter den Fußpfad entlang, der den Wald in seiner ganzen Länge durchschnitt.

Das Thier ließ sich bis fünf Uhr Abends umhertreiben, indem es immer wieder auf die alte Fährte zurück kam, und sich nicht entschließen konnte, einen so dichten Wald zu verlassen.

Endlich gegen fünf Uhr merkte man an dem heftigen Gebelle, daß das Thier den Hunden stand.

Es war dies ungefähr hundert Schritte von dem Pavillon entfernt, welcher zur Karthause gehörte, an einem der schwierigsten Punkte des Waldes. Es war unmöglich zu Pferde bis zu dem Thiere zu kommen. Man stieg ab.

Das Gebell der Hunde führte die Jäger auf die

Spur, so daß sie, obgleich die Terrainschwierigkeiten sie hinderten, den geraden Weg einzuschlagen, doch die Spur nicht verloren.

Von Zeit zu Zeit zeigten Schmerzensschreie an, daß einer der Angreifenden sich zu nahe an das Thier herangewagt und für seine Verwegenheit bestraft worden war.

Zwanzig Schritte von dem Schauplatz des Jagddramas begann man die Personen zu erblicken, welche darin auftraten.

Der Bacher hatte sich mit dem Rücken an einen Felsen gestellt, um nicht von hinten angegriffen werden zu können; auf seine beiden Vorderläufe gestemmt, streckte er den Hunden seinen Kopf mit den glühenden Augen und den beiden ungeheuren Vertheidigungswaffen entgegen.

Die Hunde trieben sich vor und hinter und auf dem Thiere umher, wie ein bewegter Teppich.

Fünf bis sechs, mehr oder minder schwer verwundet, rötheten das Schlachtfeld mit ihrem Blute, hörten aber darum doch nicht auf, das Wildschwein mit einer Verbissenheit anzugreifen, die dem muthigsten Menschen als Beispiel hätte dienen können.

Jeder der Jäger war, wie es Alter, Charakter und Nation mit sich brachten, vor diesem Schauspiel angekommen.

Edouard, der unvorsichtigste und zu gleicher Zeit der kleinste, für den es wegen seines Wuchses wenig Hindernisse gab; war zuerst angekommen.

Roland, gegen jegliche Gefahr gleichgültig, und sie mehr suchend als vermeidend, war ihm gefolgt.

Endlich war auch Sir John, langsamer, ernster, bedächtiger, angelangt.

Im Augenblicke, als der Bacher die Jäger gewahr wurde, hatte er auf die Hunde nicht mehr zu achten geschienen.

Seine Augen waren fest und blutig auf sie gerichtet und die einzige Bemerkung, die man an ihm wahrnahm, war eine Bewegung seiner Kinnladen, die, heftig an einander schlagend, ein drohendes Geräusch machten.

Roland betrachtete einen Augenblick dieses Schauspiel, indem er offenbar den Wunsch hegte, sich mit dem Jagdmesser in der Hand mitten in die Gruppe zu stürzen und den Bacher abzustechen, wie ein Fleischer ein Kalb oder ein Wurster ein gewöhnliches Schwein.

Diese Bewegung war so sichtbar, daß Sir John ihn an einem Arme zurückhielt, während der kleine Edouard sagte:

„O mein Bruder, laß mich auf den Bacher schießen!"

Roland hielt inne.

„Nun ja," sagte er, indem er seine Flinte an einen Baum stellte und nur mit seinem Jagdmesser bewaffnet blieb, das er aus der Scheide zog, „schieße auf ihn: Achtung!"

„O! sei ruhig," sagte der Knabe mit aufeinander gebissenen Zähnen, blassem aber entschlossenem Gesichte, indem er mit seiner Flinte nach dem Thiere zielte.

„Wenn er ihn fehlt, oder ihn nur verwundet,"

sagte Sir John, „so wissen Sie, daß das Thier auf uns ist, ehe wir Zeit haben, es zu jagen.“

„Ich weiß es, Mylord, aber ich bin an diese Jagd gewöhnt,“ antwortete Roland mit weitgeöffneten Nasenflügeln, glühendem Blicke und halbgeöffneten Lippen. „Feuer, Edouard!“

Der Schuß folgte augenblicklich dem Commando; alsbald jedoch, vielleicht ehe noch das Thier rasch wie der Blitz auf den Knaben losgestürzt war, hörte man einen zweiten Schuß; dann sah man unten in dem Rauch die blutigen Augen des Thieres glänzen.

Auf seinem Wege jedoch begegnete es Roland, der das rechte Knie auf dem Boden und das Jagdmesser in der Hand den Bacher anlaufen ließ.

Einen Augenblick wälzte sich eine wirre und unförmige Masse auf dem Boden: der Jäger hing an dem Bacher, der Bacher an dem Jäger.

Man hörte einen dritten Flintenschuß, dem ein lautes Lachen Rolands folgte.

„Ei, Mylord,“ sagte der junge Offizier, „das heißt Kugel und Pulver verschwenden; sehen Sie nicht, daß dem Thier der Bauch aufgeschlitzt ist? Machen Sie mich nur von seinem Körper los; das Vieh wiegt vier Centner und erdrückt mich.“

Ehe Sir John jedoch sich herabgebeugt, wälzte Roland mit einer kräftigen Schulterbewegung das todte Thier von sich und stand blutbedeckt, aber ohne die geringste Verwundung, auf.

Der kleine Edouard war aus Mangel an Zeit oder Muth nicht von der Stelle gewichen. Er war freilich durch den Körper seines Bruders, der sich vor ihn geworfen, vollständig geschützt.

Sir John war auf die Seite gesprungen, um dem Thier in die Quere zu kommen und betrachtete Roland, indem er sich schüttelte, nach diesem zweiten Duell mit demselben Erstaunen, wie das erste Mal.

Die Hunde, welche am Leben geblieben und deren waren zwanzig, hatten den Bacher verfolgt und sich über das todte Thier geworfen, indem sie, obgleich vergeblich, diese starrborstige, beinahe eben so undurchdringliche Haut aufzureißen suchten.

„Sie werden sehen," sagte Roland, indem er seine Hände und sein Gesicht, welche mit Blut bedeckt gewesen, mit einem feinen Battistsacktuch trocknete, „daß sie das Thier und Ihr Messer mit auffressen werden, Mylord."

„Wirklich," sagte Sir John, „das Messer?"

„Es steckt in seiner Scheide," sagte Roland.

„Ah!" machte der Knabe, „es sieht nur noch das Heft heraus."

Und indem er sich auf das Thier stürzte, riß er das Messer, das, wie der Knabe gesagt, in der Weiche der Schulter und zwar bis an das Heft, stack, heraus.

Die scharfe Spitze, von einem ruhigen Auge gezielt und von einer kräftigen Hand geführt, war gerade ins Herz gedrungen.

Man sah an dem Körper des Bachers drei andere Wunden.

Die erste, welche ihm die Kugel des Knaben beigebracht, bestand in einer blutenden Furche über dem Auge; die Kugel war zu schwach gewesen, um das Stirnbein zu zerschmettern.

Die zweite kam von dem ersten Schuß Sir Johns;

die Kugel war von der Seite gekommen und an dem Panzer abgegleitet.

Die dritte, welche ganz aus der Nähe kam, hatte ihm den Körper durchbohrt, aber war ihm, wie Roland sagte, erst beigebracht, als das Thier bereits todt war.

## IX.

### Die Lustbarkeiten der Provinz.

Die Jagd war zu Ende, die Nacht brach an; es handelte sich darum, wieder nach dem Schlosse zu kommen.

Die Pferde waren kaum fünfzig Schritte entfernt; man hörte sie vor Ungeduld wiehern; sie schienen zu fragen; ob man an ihrem Muthe zweifle, daß man sie an dem Drama, das so eben gespielt, keinen Theil nehmen lasse.

Edouard wollte durchaus das Wildschwein bis zu ihrem Standort ziehen, es auf das Kreuz eines der Thiere legen und nach dem Schlosse bringen; aber Roland bedeutete ihm, daß es weit einfacher sei, zwei Männer hierherzuschicken, um es auf einer Bahre zu holen. Dies war auch der Rath Sir Johns, und Edouard, der unaufhörlich, auf die Kopfwunde deutend, sagte: „Das ist mein Schuß; dahin zielte ich,“ mußte sich dem Beschluß der Mehrzahl fügen.

Die drei Jäger kamen wieder nach dem Platze, wo die Pferde angebunden waren, setzten sich auf sie

und in weniger als zehn Minuten kamen sie auf dem Schlosse Noires Fontaines an.

Frau von Montrevel erwartete sie auf dem Perron; die arme Mutter stand seit mehr als einer Stunde auf diesem Platze, da sie fürchtete, es möchte dem einen oder andern ihrer Söhne ein Unglück zugestoßen sein.

Sobald Edouard sie von weitem sah, setzte er sein Pony in Galopp und rief durch das Gitterthor:

„Mutter, Mutter! wir haben ein Wildschwein geschossen, so groß wie ein Esel; ich zielte ihm auf den Kopf; Du wirst das Loch meiner Kugel sehen; Roland hat ihm sein Messer bis an den Griff in den Bauch gestoßen; Mylord schoß zweimal auf dasselbe. Rasch! rasch! Männer, welche es holen! Fürchte nichts, wenn Du Roland siehst, der ganz mit Blut bedeckt ist, Mutter, das Blut ist von dem Thiere; Roland hat nicht die geringste Schramme."

All' das wurde mit der gewöhnlichen Zungenfertigkeit Edouards herausgeplaudert, während Frau von Montrevel vom Perron nach dem Gitterthor kam, das sie öffnete.

Sie wollte Edouard in ihre Arme nehmen, aber dieser sprang vom Pferde und hing ihr am Halse.

Roland und Sir John kamen in diesem Augenblicke; auch Amelie erschien in demselben Momente auf den Perron.

Edouard ließ seine Mutter sich um Roland mühen, der, ganz mit Blut bedeckt, schrecklich anzusehen war, und lief auf seine Schwester zu, um ihr dasselbe noch einmal zu sagen, was er bereits seiner Mutter gesagt.

Amelie hörte ihn ziemlich zerstreut an, was Edouards Eitelkeit ohne Zweifel verletzte, denn er eilte nach der Küche, um Michel das Ereigniß zu berichten, da er sicher war, von diesem angehört zu werden.

Die Jagdgeschichten interessirten allerdings Michel im höchsten Grade; als Edouard jedoch, nachdem er ihm den Ort bezeichnet, wo das Wildschwein lag, ihm den Befehl Rolands ausrichtete, er solle Männer auftreiben, welche das Thier holten, schüttelte er den Kopf.

„Nun, wie?“ fragte er, „Du weigerst Dich, meinem Bruder zu gehorchen.“

„Gott behüte, Herr Edouard, und Jacques wird augenblicklich nach Montagnat gehen.“

„Du fürchtest, er werde Niemanden finden?“

„Doch! er wird zehn für einen finden; aber es handelt sich um die späte Stunde und den Ort, wo das Thier liegt. Sie sagen, in der Nähe des Pavillon der Karthause?“

„Zwanzig Schritte davon.“

„Es wäre mir lieber, wenn eine ganze Meile dazwischen läge;“ antwortete Michel und kratzte sich den Kopf; „aber thut nichts; man wird sie eben holen lassen, ohne zu sagen wie und warum. Sind sie einmal da, so wird sie Ihr Bruder schon dazu vermögen.“

„Ja, ja! das ist recht. Laß sie nur kommen. Ich werde sie selbst bereden.“

„O!“ machte Michel, „wenn ich nicht meine verteufelte Verrenkung hätte, würde ich selber gehen;

aber der heutige Tag hat die Geschichte nicht gerade besser gemacht. Jacques! Jacques!"

Jacques kam.

Edouard blieb nicht allein bis dem jungen Menschen der Befehl nach Montagnat zu gehen, gegeben, sondern auch bis er fort war.

Dann ging er hinauf, um zu thun, was Roland und Sir John thaten, das heißt, seine Toilette zu machen.

Es war, wie man begreiflich finden wird, bei Tische nur von den Heldenthaten des Tages die Rede. Edouard war nichts lieber als davon sprechen zu können, und Sir John, den der Muth, die Geschicklichkeit und das Glück Rolands zur Bewunderung hingerissen, überbot die Erzählung des Knaben.

Frau von Montrevel zitterte bei jeder Einzelnheit und doch ließ sie sich alles zwanzig Mal wieder sagen.

Was ihr zuletzt am Klarsten von allem erschien, war, daß Roland das Leben Edouards gerettet.

„Hast Du ihm auch recht gedankt?" fragte sie den Knaben.

„Wem?"

„Dem Bruder!"

„Warum denn danken?" sagte Edouard. „Hätte ich denn nicht dasselbe gethan, wie er?"

„Was wollen Sie, Madame," sagte Sir John. „Sie sind eine Gazelle, die, ohne es zu wissen, einer Löwenrace das Leben gab."

Amelie hatte ihrerseits der Erzählung eine große Aufmerksamkeit geschenkt, und dies namentlich, als sie die Jäger sich der Karthause nahen sah.

Von diesem Augenblicke hatte sie mit unruhigem Blicke gelauscht, und schien erst wieder aufzuathmen, als die drei Jäger nach dem Hallali keinen Grund mehr hatten, ihren Fuß tiefer in den Wald zu setzen und aufgestiegen waren.

Gegen das Ende des Mahles meldete man, daß Jacques mit drei Bauern aus Montagnat zurückgekehrt sei; die Bauern verlangten die genaue Beschreibung des Orts, wo die Jäger das Thier gelassen hätten.

Roland stand auf, um sie ihnen draußen zu geben, aber Frau von Montrevel, die ihren Sohn nicht genug sehen konnte, wandte sich gegen den Bedienten und sagte:

„Laßt die braven Leute eintreten; es ist unnöthig, daß sich Roland deßhalb bemüht."

Fünf Minuten später traten die Bauern, die Hüte zwischen den Händen drehend, ein.

„Na, meine Kinder," sagte Roland, „es handelt sich darum, nach dem Walde von Seillon zu gehen, und einen Bacher zu holen, den wir dort geschossen."

„Das kann geschehen," antwortete einer der Bauern und sah dabei seine Kameraden mit einem fragenden Blicke an.

„Das kann gleich geschehen," sagte der Andere.

„Seid ruhig," fuhr Roland fort, „Ihr sollt's nicht umsonst thun."

„O wir sind ruhig," machte einer der Bauern, „man kennt Sie, Herr Roland."

„Ja," antwortete der Andere, „man weiß, daß Sie so wenig, als Ihr Vater, der General, die Gewohnheit haben, die Leute umsonst arbeiten zu lassen.

O, wenn alle Aristokraten wie Sie gewesen, es hätte keine Revolution gegeben, Herr Louis."

„Ja, ja, es hätte keine gegeben," sagte der Andere, welcher hierher gekommen schien, um das bestätigende Echo dessen zu sein, was sein Kamerad sagte.

„Wir brauchen blos noch zu wissen, wo das Thier liegt?" fragte der erste Bauer.

„Ja," wiederholte der Andere; „brauchen blos zu wissen, wo das Thier liegt," wiederholte das Echo, der andere Bauer.

„O! es wird nicht schwer zu finden sein."

„Um so besser," machte der Bauer.

„Ihr kennt wohl den Waldpavillon?"

„Welchen?"

„Ja, welchen?"

„Den Pavillon, welcher zu der Karthause von Seillon gehört."

Die beiden Bauern sahen sich an.

„Nun, Ihr werdet ihn zwanzig Schritte von der Facade finden, die nach dem Walde von Genoud zu liegt."

Die beiden Bauern sahen sich noch immer an.

„Hm!" machte der Eine.

„Hm!" wiederholte der Andere, das treue Echo seines Kameraden.

„Nun, was soll das Hm?" fragte Roland.

„Verflucht!"

„Heraus damit, erklärt Euch, was gibts es?"

„Es wäre uns lieber, wenn das Thier am andern Ende des Waldes läge."

„Wie, am andern Ende des Waldes?"

„Ja, er hat Recht!" sagte der andere Bauer.

„Aber warum am andern Ende des Waldes?" versetzte Roland, der ungeduldig zu werden begann; „es ist ja drei Meilen von hier bis zum andern Ende des Waldes, während Ihr kaum eine Meile von hier bis zu dem Orte habt, wo das Thier liegt."

„Ja," sagte der Bauer, „es ist halt, weil der Ort, wo das Wildschwein . . ."

Und er hielt inne, indem er sich am Kopfe kratzte.

„Gerade das ist's," sagte der Andere.

„Was, das ist's?"

„Es ist ein wenig zu nahe bei der Karthause."

„Nicht bei der Karthause, sondern dem Pavillon."

„Das ist dasselbe; Sie wissen wohl, Herr Louis, daß man sagt, es sei ein unterirdischer Gang vorhanden, der vom Pavillon nach der Karthause gehe."

„O! allerdings, das ist wahr," sagte der zweite Bauer.

„Nun," machte Roland, „was hat die Karthause, der Pavillon, der unterirdische Gang mit unserem Wildschwein zu thun?"

„So viel, daß das Thier an einem schlimmen Orte liegt, das ist's."

„O, ja, einem schlimmen Orte," wiederholte der zweite Bauer.

„Nun, werdet Ihr Euch endlich deutlich erklären, Schufte?" rief Roland, welcher ärgerlich zu werden begann, während seine Mutter unruhig und Amelie sichtlich blaß wurde.

„Verzeihen Sie, Herr Louis," sagte der Bauer,

„wir sind keine Schufte; wir sind Leute, welche Gott fürchten, das ist alles!"

„Nun, tausend Donnerwetter!" sagte Roland, „auch ich fürchte Gott! Was weiter?"

„Wir wollen deßhalb nichts mit dem Teufel zu schaffen haben."

„Nein, nein, nein," sagte der zweite Bauer.

„Mit seinesgleichen," fuhr der erste Bauer fort, „kann es ein Mensch wohl aufnehmen."

„Bisweilen nimmt er's auch mit Zweien auf," sagte der Zweite, welcher wie ein Hercules gebaut war.

„Aber mit übernatürlichen Wesen, Geistern, Gespenstern, nein, ich danke!" fuhr der erste Bauer fort.

„Danke!" wiederholte der Zweite.

„Was soll das heißen, Mutter, was soll das heißen, Schwester," fragte Roland, indem er sich an die beiden Frauen wandte, „begreift Ihr, im Namen des Himmels was diese beiden Tölpel sagen?"

„Tölpel!" machte der erste Bauer, „das ist möglich; aber es ist nicht minder wahr, daß dem Pierre Marey, weil er über die Mauer der Karthause sehen wollte, der Kopf umgedreht wurde; und das geschah an einem Sonnabend, am Sabbat."

„Und daß man ihn nie wieder zurecht setzen konnte," versicherte der zweite Bauer, „so daß man gezwungen war, ihn mit verkehrtem Gesichte begraben zu müssen; er sah beständig nur, was hinter ihm vorging."

„O, o!" machte Sir John, „das wird ja in-

tereſſant; ich bin ein ſtarker Liebhaber von Geſpenſter-geſchichten."

„Ja," ſagte Edouard, „da ſcheinen Sie gar nicht wie meine Schweſter zù ſein, Mylord."

„Warum das?"

„Sieh doch, Bruder Roland, wie ſie blaß iſt."

„Wirklich," ſagte Sir John, „das Fräulein ſcheint nicht wohl zu ſein."

„Ich, durchaus nicht," machte Amelie; „finden Sie nicht auch, daß es etwas heiß hier iſt, meine Mutter?"

Und Amelie trocknete die in Schweiß gebadete Stirne.

„Nein," ſagte Frau von Montrevel.

„Wenn ich Sie indeß nicht zu incommodiren fürchtete, ſo würde ich um die Erlaubniß bitten, ein Fenſter zu öffnen."

„Thu' das, mein Kind."

Amelie ſtand raſch auf, um von der erhaltenen Erlaubniß Gebrauch zu machen, und ſchwankend öff-nete ſie ein auf den Garten hinaus gehendes Fenſter.

Als das Fenſter geöffnet war, blieb ſie an das Kreuz gelehnt ſtehen, und war auf dieſe Weiſe halb von den Vorhängen verborgen.

„Ah!" ſagte ſie, „hier athmet man wenigſtens."

Sir John ſtand auf, um ihr ſein Flacon mit flüchtigen Salzen anzubieten; ſie antwortete jedoch lebhaft:

„Nein, nein, Mylord, ich danke Ihnen, es geht viel beſſer."

„Nun, nun," ſagte Roland ungeduldig, „es handelt ſich nicht darum, ſondern um unſern Bacher."

„Allerdings, Ihren Bacher, Herr Louis, wir werden ihn morgen suchen."

„Ja," sagte der andere Bauer, „morgen bei Tagesanbruch."

„Denn heute Abend dahin zu gehen! . . ."

„O, heute Abend dahin zu gehen! . . ."

Der Bauer sah seinen Kameraden an und beide sagten, zu gleicher Zeit den Kopf schüttelnd:

„Heute Abend hinzugehen ist nicht räthlich."

„Hasenfüße."

„Herr Louis, man ist kein Hasenfuß, wenn man Furcht hat," sagte der erste Bauer.

„Nein, man ist darum kein Hasenfuß," antwortete der Zweite.

„Ach!" machte Roland, „ich wünschte, ein Stärkerer, als ihr, vertheidigte die These gegen mich, daß man kein Hasenfuß sei, wenn man Furcht hat."

„Nun, es kommt eben auf die Sache an, vor der man Furcht hat, Herr Louis; man gebe mir eine gute Hippe, oder einen guten Prügel, und ich fürchte mich vor keinem Wolf; man gebe mir eine gute Flinte, und ich fürchte mich vor keinem Menschen, wenn ich auch wüßte, der Mensch passe mir auf, um mich meuchlings zu ermorden."

„Ja," sagte Edouard, „aber vor einem Gespenst, und wäre es auch das Gespenst eines Mönches, hast Du Furcht?"

„Mein kleiner Herr Edouard," sagte der Bauer, „lassen Sie Ihren Bruder, Herrn Louis, sprechen; Sie sind noch nicht groß genug, um über solche Sachen zu scherzen."

„Nein," fügte der andere Bauer hinzu; „warten

Sie bis Sie einen Bart am Kinn haben, mein kleiner Herr."

„Ich habe keinen Bart am Kinn," antwortete Edouard, indem er sich aufrichtete, „aber das hindert nicht, daß ich, wäre ich stark genug, das Wildschwein zu tragen, es sicher allein suchen würde, ob bei Tag oder bei Nacht."

„Wohl bekomm's, mein junger Herr; aber da mein Kamerad und ich würden nicht für ein Louisd'or gehen."

„Aber für zwei," sagte Roland, der sie drängen wollte.

„Auch nicht für zwei, nicht für vier, nicht für zehn, Herr von Montrevel; es ist viel, zehn Louisd'ors, aber was thäte ich mit Ihren zehn Louisd'ors, wenn mir der Kopf umgedreht wäre?"

„Ja, der Kopf umgedreht, wie Pierre Marey," sagte der zweite Bauer.

„Ihre zehn Louisd'ors würden meiner Frau und meinen Kindern doch für den Rest ihres Lebens kein Brod schaffen, nicht wahr?"

„Und dann, wenn Du sagst zehn Louisd'ors," versetzte der zweite Bauer, „so wären's nur fünf, weil ich fünf bekäme."

„So gibt's also Gespenster im Pavillon?" fragte Roland.

„Ich sage nicht im Pavillon, im Pavillon bin ich's nicht gewiß, aber in der Karthause . . ."

„In der Karthause bist Du's gewiß?"

„O ja, da ganz gewiß."

„Du hast sie gesehen?"

„Ich nicht; aber es gibt Leute, die sie gesehen."

„Dein Kamerade?“ fragte der jüngere Offizier, indem er sich nach dem zweiten Bauern umwandte.

„Ich habe sie nicht gesehen, aber ich sah Flammen und Claude Philippon hörte Ketten.“

„Ah, Flammen und Ketten gibt es dort?“ fragte Roland.

„Ja! und was die Flammen betrifft,“ sagte der erste Bauer, „so habe ich sie gesehen.“

„Und Claude Philippon hat die Ketten gehört,“ wiederholte der Erste.

„Ganz gut, meine Freunde, ganz gut,“ versetzte Roland in scherzendem Tone; „ihr würdet also um keinen Preis gehen?“

„Um keinen Preis.“

„Um alles Gold der Welt nicht.“

„Und ihr werdet morgen dahin gehen!“

„O, Herr Louis, ehe Sie aufgestanden sind, ist der Bacher da.“

„Er wird da sein, ehe Sie noch aufgestanden,“ wiederholte das Echo.

„Nun gut, sucht mich übermorgen wieder auf.“

„Gerne, Herr Louis; was gibt's dann zu thun?“

„Kommt nur.“

„O, wir werden kommen.“

„Das heißt, sobald Sie sagen kommt, können Sie sicher sein, daß wir nicht fehlen werden, Herr Louis.“

„Nun, ich werde euch Nachrichten bringen, sichere Nachrichten.“

„Von wem?“

„Von den Gespenstern.“

Amelie stieß einen erstickten Schrei aus; Louis

winkte den Bauern, daß sie gehen könnten; an der Thüre, wo sie beide zu gleicher Zeit hinaus wollten, stießen sie heftig an einander.

Es war während des ganzen übrigen Abends weder von der Karthause, noch von dem Pavillon, noch von den übernatürlichen Wesen, Geistern und Gespenstern, welche dort ihr Wesen trieben, weiter die Rede.

## X.

### Die Lustbarkeiten der Provinz.

Punkt zehn Uhr lag im Schlosse Noires-Fontaines alles zu Bette oder es befand sich wenigstens Jedermann auf seinem Zimmer.

Zwei bis dreimal während des Abends hatte sich Amelie Roland genähert, als hätte sie ihm etwas zu sagen, aber immer erstarb ihr das Wort auf den Lippen.

Als man den Salon verlassen hatte, stützte sie sich auf seinen Arm, und obgleich Rolands Zimmer einen Stock höher als das ihrige lag, hatte sie ihn doch bis an seine Thüre begleitet.

Roland hatte sie geküßt und seine Thüre verschlossen, indem er ihr eine gute Nacht wünschte und sich für sehr müde ausgab.

Trotz dieser Erklärung war Roland indeß nicht zu seiner Nachttoilette geschritten; er war an seine Waffentrophäe getreten, hatte sich ein prachtvolles Paar Pistolen, ein Versailler Fabrikat, geholt, welche der Convent seinem Vater geschenkt, ließ die Hahnen

spielen, und blies in die Läufe, um zu sehen, ob nicht ein alter Schuß darin sei.

Die Pistolen waren in vortrefflichem Zustande.

Darauf hatte er sie neben einander auf den Tisch gelegt, leise die Zimmerthüre geöffnet, nach der Seite der Treppe geblickt, um zu sehen, ob ihn Niemand beobachte, und da er gefunden, daß Corridor und Treppe leer waren, an die Thüre Sir Johns gepocht.

„Herein," sagte der Engländer.

Sir John hatte gleichfalls seine Nachttoilette noch nicht begonnen.

„Ich verstand das Zeichen, das Sie mir gaben, daß Sie mir etwas zu sagen hätten," machte Sir John, „und Sie sehen, ich erwartete Sie."

„Gewiß habe ich Ihnen etwas zu sagen," erwiederte Roland, indem er sich heiter in einem Fauteuil ausstreckte.

„Mein lieber Wirth," versetzte der Engländer, „ich fange endlich an, Sie zu kennen, und, wenn ich Sie so heiter sehe, so geht mir's wie Ihren Bauern, ich habe Furcht."

„Sie hörten, was diese Menschen sagten."

„Das heißt, daß sie eine prachtvolle Geschichte von Gespenstern erzählten. Ich habe ein Schloß in England, wo Gespenster ihr Wesen treiben."

„Sie haben sie gesehen, Mylord?"

„Ja, als ich klein war; zum Unglück sind sie, seit ich groß geworden, verschwunden."

„Das ist so mit den Gespenstern," sagte Roland heiter, „das geht, das kommt; welcher glückliche Fall, daß ich gerade zu der Zeit zurückgekehrt bin, wo es Gespenster in der Karthause von Seillon gibt."

„Ja," machte Sir John, „das ist freilich ein Glück; aber sind Sie auch sicher, daß es wirklich welche dort gibt?"

„Nein, aber übermorgen werde ich's wissen."

„Wie das?"

„Ich beabsichtige die nächste Nacht dort zuzubringen."

„O!" sagte der Engländer, „wollen Sie, daß ich mitgehe?"

„Das würde mir Vergnügen machen, Mylord, aber unglücklicher Weise ist es nicht möglich."

„Nicht möglich, o!"

„Wie ich Ihnen zu sagen die Ehre habe, mein lieber Gast."

„Unmöglich! warum?"

„Kennen Sie die Sitten der Gespenster, Mylord," fragte Roland ernst.

„Nein."

„Nun, ich kenne sie; die Gespenster erscheinen nur unter gewissen Bedingungen."

„Erklären Sie mir das."

„So zum Beispiel, sehen Sie, Mylord, in Italien, in Spanien, den abergläubischsten Ländern, nun, da gibt es keine Gespenster, oder wenn es welche gibt, alle zehn, zwanzig Jahre, alle Jahrhunderte einmal."

„Und welchem Umstande schreiben Sie diesen Mangel an Gespenstern zu?"

„Dem Mangel an Nebel, Mylord."

„Ah, ja!"

„Gewiß, Sie begreifen; die Atmosphäre der Gespenster ist der Nebel; in Schottland, in Dänemark, in England, den Nebelländern, wimmelt es

von Gespenstern; man hat den Geist von Hamlets Vater, den Geist von Banquo, die Geister der Opfer Richard III.; in Italien haben sie nur einen Geist, den des Cäsar; und wo erscheint er dem Brutus? in Philippi, in Macedonien, in Thracien, das heißt in dem Dänemark Griechenlands, dem Schottland des Orients, wo der Nebel Mittel gefunden, Ovid so melancholisch zu machen, daß er die Verse, die er schrieb, Tristia nannte. Warum läßt Virgil den Schatten des Anchises dem Aeneas erscheinen? weil Virgil von Mantua ist. Kennen Sie Mantua? ein Sumpfland, eine wahre Froschlache, eine Fabrik von Rheumatismen, eine Dunstatmosphäre, folglich ein Nest von Gespenstern."

„Fahren Sie fort, ich höre."

„Sie sahen die Ufer des Rheins?"

„Ja."

„Deutschland, nicht wahr? O mein Herr, das ist ebenfalls ein Land von Feen, Undinen, Sylphiden, und folglich von Gespenstern, (wer mehr kann, kann auch weniger), alles immer wegen des Nebels, aber in Italien, in Spanien, wohin zum Teufel wollen Sie, daß sich die Gespenster flüchten? nicht der kleinste Dunst; wenn ich in Spanien oder Italien wäre, würde ich auch das Abenteuer von Morgen nicht wagen."

„All dies sagt mir nicht, warum Sie mir die Theilnahme verweigern," drängte Sir John.

„Warten Sie doch; ich habe Ihnen bereits erklärt, wie sich die Gespenster in gewisse Länder nicht wagen, weil sie gewisse atmosphärische Bedingungen nicht vorfinden; lassen Sie mich Ihnen die Chancen

erklären, die man sich zu Nutze machen muß, wenn man welche sehen will."

„Erklären Sie, erklären Sie," sagte Sir John; „wahrhaftig, Sie sind der Mensch, den ich am liebsten sprechen höre, Roland."

Und Sir John streckte sich in seinem Fauteuil aus, indem er sich behaglich breit machte, um die Improvisationen dieses phantastischen Geistes anzuhören, den er, seit den fünf oder sechs Tagen, die er ihn kannte, schon unter so verschiedenen Gesichtern gesehen.

Roland verbeugte sich zum Zeichen des Dankes.

„Nun, so hören Sie und Sie werden begreifen, Mylord; ich habe soviel von Gespenstern in meinem Leben sprechen hören, daß ich diese losen Vögel kenne, als wenn ich Sie selbst gemacht. Warum erscheinen die Gespenster?"

„Sie fragen mich das?" machte Sir John.

„Ja, ich frage Sie das."

„Ich gestehe Ihnen, da ich die Gespenster nicht studirt habe, wie Sie, so könnte ich keine bestimmte Antwort geben."

„Sie sehen wohl: die Gespenster, mein lieber Lord, zeigen sich nur, um demjenigen Furcht einzujagen, dem sie erscheinen."

„Das ist unbestreitbar."

„Nun denn! Wenn sie demjenigen, dem sie erscheinen, keine Furcht einjagen, so muß der, dem sie erscheinen, ihnen Furcht einjagen: Zeuge davon ist Herr von Turenne, dessen Gespenster sich als Falschmünzer erwiesen haben. Kennen Sie diese Geschichte?"

„Nein.“

„Ich werde sie Ihnen ein andermal erzählen. Lassen wir uns dadurch nicht aus dem Concept bringen. Dies ist auch der Grund, weßhalb die Gespenster, was selten geschieht, sich entschließen zu erscheinen, die stürmischen Nächte wählen, wo es Donner und Blitz und Wind gibt: das ist ihre Mise-en-Scène.“

„Ich muß gestehen, daß dies alles nur zu wahr ist.“

„Warten Sie! es gibt gewisse Sekunden, wo selbst der muthigste Mensch einen Schauer über den Rücken rieseln fühlt; in der Zeit, als ich noch keine Pulsadergeschwulst hatte, ist es mir zehnmal geschehen, wenn ich über meinem Haupte den Blitz der Säbel zucken und in meinen Ohren den Donner der Kanonen dröhnen hörte. Seit ich freilich eine Pulsadergeschwulst habe, laufe ich dahin, wo der Blitz zuckt und der Donner grollt; aber ich habe eine Chance; wahrscheinlich wissen dies die Gespenster nicht und glauben, ich könne Furcht haben.“

„Während das unmöglich ist, nicht wahr?“ fragt Sir John.

„Was wollen Sie, wenn man, statt Furcht vor dem Tod zu haben, mit Recht oder Unrecht, einen Grund zu haben glaubt, den Tod zu fürchten, so wüßte ich nicht, weßhalb ich Furcht haben sollte; aber ich wiederhole Ihnen, daß die Gespenster, die im Uebrigen viel wissen, dies gerade nicht wissen. Das wissen sie jedoch, daß das Gefühl der Furcht sich durch den Anblick oder das Vernehmen äußerer Dinge mehrt oder mindert. Wo erscheinen zum Beispiel die Gespenster vorzugsweise: an dunkeln Orten

auf Kirchhöfen, in alten Klöstern, in Ruinen, an unterirdischen Orten, weil schon der Anblick der Localitäten die Seele zur Furcht disponirt. Wann erscheinen sie? nachdem man Kettengerassel, Seufzen, Stöhnen gehört, weil all dies nichts sehr Ergötzliches hat; sie hüten sich an lichthellen Orten oder nach einer Contretanzmelodie zu erscheinen; nein, die Furcht ist ein Abgrund, in den man Stufe um Stufe hinabsteigt, bis uns der Schwindel erfaßt, der Fuß ausgleitet, und wir mit geschlossenen Augen in die Untiefe hinabstürzen. Lesen Sie die Geschichte aller Geistererscheinungen und Sie werden sehen, daß die Gespenster, wie folgt, nahen: zuerst verdunkelt sich der Himmel, der Donner grollt, der Wind pfeift, die Fenster und Thüren ächzen, die Lampe, wenn eine solche im Zimmer Desjenigen ist, den sie erschrecken wollen, die Lampe flackert, wird schwächer, erlischt, und es tritt vollständige Dunkelheit ein; in der Dunkelheit hört man Stöhnen, Seufzen, Kettengeklirr, endlich öffnet sich die Thüre und das Gespenst erscheint. Ich muß sagen, daß alle Geistererscheinungen, die ich, nicht gesehen, sondern gelesen, unter den gleichen Umständen vor sich gegangen sind. Nun, ist es so, Sir John!"

„Allerdings."

„Und haben Sie je gesehen, daß ein Gespenst zwei Personen zu gleicher Zeit erschienen wäre?"

„Allerdings, ich habe das nie gelesen, oder sagen hören."

„Das ist ganz einfach, mein lieber Lord; zu zweien, Sie begreifen, hat man keine Furcht; die Furcht ist eine geheimnißvolle, seltsame, von dem

Willen unabhängige Sache, für die die Einsamkeit, die Dunkelheit und Vereinzelung nothwendig ist. Ein Gespenst ist nicht gefährlicher, als eine Kanonenkugel. Wie! hat ein Soldat Furcht vor einer Kanonenkugel, wenn er zwischen seinen Kameraden steht, wenn er den Ellbogen links fühlt? Nein, er geht gerade auf die Kanone los, er wird erschossen oder erschießt, das wollen die Gespenster nicht, deßhalb erscheinen sie nicht zwei Personen zugleich; deßhalb will ich allein nach der Karthause gehen, Mylord; Ihre Gegenwart würde das entschlossenste Gespenst zu erscheinen hindern. Wenn ich nichts gesehen oder wenn ich etwas gesehen, was der Mühe lohnte, nun, so können Sie übermorgen hingehen; sind Sie einverstanden?

„Ganz und gar! Aber warum gehe ich nicht zuerst?"

„Erstens weil Ihnen die Idee nicht kam, und ich mindestens für meine Idee das Vorrecht verdiene; dann, weil ich von diesem Lande stamme, mit all' diesen guten Mönchen bei ihren Lebzeiten verkehrte, und dieser Verkehr es noch wahrscheinlicher macht, daß sie mir nach ihrem Tode erscheinen werden; endlich, weil ich, mit den Localitäten bekannt, wenn es zu fliehen oder zu verfolgen gilt, mich besser, sei es angreifend oder ausweichend, aus dem Handel ziehen werde. Erscheint Ihnen das nicht richtig, mein lieber Lord?"

„Ungemein richtig, aber ich werde am andern Tage hingehen."

„Am nächsten Tage, am übernächsten Tage, alle Tage, jede Nacht, wenn Sie wollen; ich will

nur der Erste sein. Dies bleibt jedoch unter uns, nicht wahr?" sagte Roland, indem er aufstand. „Nicht ein Wort zu irgend Jemand über diese Sache, wer es auch sei. Die Gespenster könnten davon Wind bekommen und demgemäß handeln. Wir dürfen uns von diesen losen Vögeln nicht hinter's Licht führen lassen, das wäre zu abgeschmackt."

„Seien Sie ruhig. Sie werden Waffen mitnehmen; nicht wahr?"

„Wenn ich es nur mit Gespenstern zu thun zu haben glaubte, würde ich mit den Händen in der Tasche gehen, und nichts zu mir stecken; da ich mich jedoch, wie ich Ihnen so eben sagte, der Falschmünzer des Herrn von Turenne erinnere, so werde ich Pistolen nehmen."

„Wollen Sie die meinen?"

„Nein ich danke; diese da, obgleich sie gut sind, war ich beinahe fest entschlossen, nie zu gebrauchen."

Und mit einem Lächeln, dessen Bitterkeit kaum zu beschreiben wäre, fuhr er fort:

„Sie bringen mir Unglück. Gute Nacht, Mylord. Ich muß diese Nacht gut schlafen, damit ich nicht morgen wieder Lust zum Schlafen habe."

Und nachdem er die Hand des Engländers kräftig geschüttelt, verließ er das Zimmer und kehrte in das seine zurück.

Als er jedoch dahin kam, machte ihn etwas stutzig: daß er nämlich seine Thüre offen fand, die er sicher war, geschlossen zu haben.

Aber er war kaum eingetreten, als der Anblick seiner Schwester ihm diese eingetretene Aenderung erklärte.

„Ei," machte er, halb erstaunt, halb unruhig, „Du bist es, Amelie!"

„Ja, ich bin es;" sagte das junge Mädchen.

Und indem sie, auf ihren Bruder zugehend, diesem die Stirne zum Kusse bot, sagte sie in bittendem Tone:

„Du gehst nicht, mein Freund, nicht wahr?"

„Wohin?" fragte Roland.

„Nach der Karthause."

„Aber wer hat Dir gesagt, daß ich dahin gehe?"

„O wenn man Dich kennt, ist die Vermuthung wohl schwer!"

„Und warum willst Du, daß ich nicht nach der Karthause gehen soll?"

„Ich fürchte, es möchte Dir ein Unglück begegnen."

„Du glaubst wohl an Gespenster?" sagte Roland, indem er seinen Blick auf Amelie heftete.

Amelie senkte den Blick und Roland fühlte die Hand, die auf seinem Arme ruhte, zittern.

„Nun," sagte Roland, „Amelie, die ich sonst wenigstens kannte, die Tochter des General von Montrevel, die Schwester Roland's ist zu gescheidt, um sich gewöhnlicher Furcht hinzugeben; es ist unmöglich, daß Du an diese Geschichten von Ketten, Flammen, Gespenstern und Erscheinungen glaubst."

„Wenn ich daran glaubte, mein Freund, wären meine Befürchtungen weit geringer; wenn es Gespenster gibt, so sind es körperlose Geister, die demzufolge nicht mit dem Haß der Materie aus ihren Gräbern steigen können; und warum sollte Dich ein

Gespenst hassen, Roland, der Du nie Jemanden etwas Böses gethan?"

„Wohl! Du vergissest aber diejenigen, die ich in der Armee oder im Duell getödtet!"

Amelie schüttelte den Kopf.

„Ich fürchte diese nicht."

Das junge Mädchen erhob ihre in Thränen gebadeten Blicke zu Roland und warf sich in die Arme ihres Bruders.

„Ich weiß nicht, Roland; aber was willst Du, ich habe Furcht."

Der junge Mann hob mit einer leichten Bewegung den Kopf Amelie's, welchen diese an seiner Brust barg, und fragte mit einem sanften Kuß auf ihre langen Lider.

„Du glaubst nicht, daß es Gespenster seien, die ich morgen zu bekämpfen habe, nicht wahr?"

„Mein Bruder, geh' nicht nach der Karthause," drängte Amelie mit bittendem Tone, indem sie der Frage auswich.

„Unsere Mutter hat Dir den Auftrag gegeben, das von mir zu fordern, gestehe, Amelie."

„O! mein Bruder, nein, meine Mutter hat nicht ein Wort gesagt; ich ahnte, daß Du dahin gehen wollest."

„Nun, wenn ich dahin gehen wollte, Amelie," sagte Roland in festem Tone, „so sollst Du jetzt eines wissen, daß ich gehen werde."

„Und, wenn ich Dich mit gefalteten Händen bitte," sagte Amelie mit beinahe schmerzlichem Accente; „wenn ich Dich auf meinen Knieen bitte?"

Und sie sank vor ihrem Bruder auf die Kniee.

„O Frauen! Frauen!“ murmelte Roland, „unerforschliche Naturen, deren Worte ein Geheimniß sind, deren Mund nie das Geheimniß des Herzens ausspricht, die weinen, beten, zittern, warum? Gott weiß es, aber wir Menschen nicht. Ich werde gehen, Amelie, weil ich entschlossen bin, zu gehen und weil, wenn ich mal einen Entschluß gefaßt habe, keine Macht der Welt mich davon abbringen kann. Jetzt umarme mich und fürchte nichts; ich werde Dir ganz leise ein großes Geheimniß sagen.“

Amelie hob den Kopf, einen fragenden und verzweiflungsvollen Blick auf Roland richtend.

„Ich habe seit mehr als einem Jahre erkannt,“ antwortete der junge Mann, „daß ich das Unglück habe, nicht sterben zu können; sei deßhalb wegen meiner unbesorgt.“

Roland sprach diese Worte in einem so schmerzlichen Tone, daß Amelie, die bis dahin ihre Thränen zurückgehalten, unter Schluchzen nach ihrem Zimmer zurückkehrte.

Der junge Offizier schloß seine Thüre, nachdem er sich versichert, daß auch seine Schwester die ihrige verschlossen, und murmelte vor sich hin:

„Wir werden wohl sehen, wer meiner oder des Schicksals müde werden wird.“

Dumas, Alexandre,

Die Genossen Jehus Roman von Alexander Dumas. Aus dem Französischen von Edmund Zoller

Bd.: 1

Stuttgart 1857